Scandal-Geschichten europäischer Höfe.

Nach den hinterlassenen Papieren

eines

alten Diplomaten.

Zehnter Band.

Niederlande. — Deutschland.

Leipzig,

Verlag der Verlagsanstalt.

Niederlande.

I.

Die Periode der Scandale in den Niederlanden ist eine sehr kurze, sie umfaßt nur 3 Jahrhunderte. — Die Wahl eines Statthalters nach den Niederlanden. — Philipp II. entscheidet sich für Margarethe, Herzogin von Parma. — Bedingungen, unter welchen sie die Statthalterschaft annimmt. — Der Cardinal Granvella. — Der Tulpenhändler von Harlem und sein Sohn. — Egmont und Wilhelm von Oranien. — Die Spione der Statthalterin. — Der Geusenbund. — Das Gastmahl bei Brederode. — Margaretha von Parma versöhnt sich mit Egmont. — Rath, den Wilhelm von Oranien Egmont giebt. — Austreten des Prinzen von Oranien und des Grafen Hoorn aus dem Staatsrathe. — Der Ring der Statthalterin. — Er wandert aus der Hand Egmont's in die eines Bürgermädchens. — Egmont reist nach Aachen. — Ausbruch der Revolution. — Alba, Nachfolger Margaretha's. — Ihre Rache an Egmont.

Wie konnte es dem Verfasser der Scandalgeschichten europäischer Höfe einfallen, für die Niederlande eine Rubrik offen zu lassen, wo doch die Sittlichkeit nirgends so sehr zu Hause ist, als hier unter diesem industriösen Volke?

Es ist möglich, daß man so sprechen wird, wenn man den zehnten, mithin letzten, Band der Scandalgeschichten zu Händen bekommt. Diejenigen, die so sprechen werden, kennen kaum die Geschichte der Niederlande, denn nirgends hat es vielleicht größere Scandale in einem Zeitraum von wenigen Jahren gegeben, wie gerade hier, namentlich seit dem Momente der Unabhängigkeitserklärung dieses territorial kleinen, in moralischer Beziehung aber so großen Staates.

Ich will hier jener Scandale gar nicht erwähnen, als die Niederlande keinen eigentlichen Staat bildeten, zerrissen waren und ein Theil derselben zu Frankreich, ein anderer zu Deutschland oder zu Patrimonialbesitzungen der Häuser Anjou, Burgund und Habsburg gezählt haben, denn dann hätte ich Vieles von Carl dem Kühnen und einigen französischen und deutschen Fürsten zu erzählen, von denen ich bereits theils gesprochen habe, theils noch sprechen will. Ich werde mich also nur auf die Periode des staatlichen Daseins der Niederlande — angefangen vom Beginn des Abfalls der vereinigten Niederlande, bis zum Aufhören des Königreichs Holland, nach dem Sturz Napoleon's I. — beschränken und meine Leser sollen finden, daß die Scandale, die ich hier zu erzählen habe, denen, die ich bereits erzählt, nicht sehr nachstehen.

Ich übergehe hier geflissentlich die zahllosen verliebten Abenteuer Carl's V., der sich durch seine Leutseligkeit in den Niederlanden so beliebt machte, daß es seinem Sohne Philipp II. sehr große Mühe kostete, die Pietät, die man

dem Andenken seines großen Vaters zollte, derart zu untergraben, daß davon beinahe gar nichts übrig blieb, so zwar, daß man Carl blos deshalb in den Niederlanden verfluchte, weil er einen solchen Sohn, wie Philipp, gezeugt hatte.

Uebrigens hat es niemals eine Regierung gegeben, die alle Schichten des Volkes gleich zufrieden zu stellen im Stande gewesen wäre. Es hat immer einige Städte gegeben, deren Geist stets eine rebellischer gewesen, wie z. B. Mailand, Paris, Madrid, London, selbst Wien zu wiederholten Malen. Solche Städte gab es auch in den Niederlanden, namentlich Lüttich und Gent. Die Bürger der letzteren Städte revoltirten gegen jedwede Oberherrschaft. Es lebte in ihnen ein eigener republikanischer Geist, den die Machthaber nicht erkannten und nicht verstanden. Man unterjochte sie, doch jedesmal erwirkten sie sich auch nebenbei gewisse Privilegien und brachten es dahin, daß man mit ihnen weniger tyrannisch verfuhr, als mit anderen Städten. Es war deshalb so, weil die Genter und Lütticher die reichsten Bürger waren, die Regierungen also Alles anwenden mußten, um die Bürger von Gent nicht durch allzu große Strenge so zu erbittern, daß sie vor ihnen ihre Geldkisten für ewig verschlossen oder mit gewissen Unterschriften hervorrückten, die die Monarchen in große Verlegenheit gebracht haben würden. Carl V. kannte den Reichthum der Genter so gut, daß er zu sagen pflegte: „Gent ist die größere Hälfte meiner niederländischen Besitzungen". Als die Genter sich gegen ihn empörten, ging er dahin, und anstatt sie nach gedämpfter Empörung zu

bestrafen, gab er ein glänzendes Bankett, schmeichelte ihnen, tanzte mit den Bürgerinnen, und war freundlicher denn je mit seinen größten Feinden. „Hätten Sie gewußt", sagte er einem seiner Hofcavaliere, „wie viel mir daran gelegen war, ihr Herz zu gewinnen, so würden Sie für sich ganz andere Concessionen erpreßt haben. So habe ich nur dafür gesorgt, daß einige ihrer Weiber ihren Männern Erben geben sollen. Es sind aber auch die schönsten Frauen, die ich je gesehen."

Philipp II. war der bornirteste, grausamste Finsterling, den es nur geben konnte. Er dachte durch Gewalt Alles durchsetzen zu können. Der Protestantismus fing in den Niederlanden an Wurzeln zu fassen und anstatt demselben freien Eintritt dahin zu gönnen, führte er dortselbst das verhaßte Inquisitionsgericht ein, was eben in mittelbarer Weise dem Protestantismus die meisten Anhänger zutrieb. Es ist ein seit Urzeiten nur zu oft bewiesener Satz, daß der Mensch das Verbotene dem Erlaubten vorzieht, daher datirt ja die Erbsünde und ich würde niemals Scandalgeschichten geschrieben haben, wenn das, was man jetzt Scandal nennt, etwas Gestattetes gewesen wäre.

Als der König darüber nachzudenken anfing, wie er seine Staaten, in denen die Sonne niemals unterging, regieren solle, verfiel er natürlicherweise darauf, daß er dies nur durch delegirte Statthalter thun könne. Es war für ihn ein Glück, daß ihn der Tod von seiner ersten Gattin, Maria Tudor, erlöst hatte, denn hätte sie gelebt, dann würde er nur eine Sorge mehr gehabt haben. Die

neueroberten amerikanischen Besitzungen brauchten keine anderen Statthalter, als tüchtige Soldaten, denn es war keine große Schwierigkeit, wehrlose Wilde auszurotten und ihnen alles Gold und alle Edelsteine zu rauben. In Spanien selbst war er am besten aufgehoben, denn sein finsteres Gemüth paßte nirgendhin so gut, wie in das Land, in welchem solche Finsterlinge, wie die Dominikaner der heiligen Hermandad, die herrschende Macht bildeten.

Es handelte sich also nur darum, für die ferne liegenden Provinzen, die ihm als Erbtheil zugefallen waren, einen passenden Statthalter zu finden. Philipp selber war viel zu träge, um auch nur auf kurze Zeit sein glühendes Spanien zu verlassen und den Aufenthalt in Aranjuez mit jenem in einer Canalstadt der Niederlande zu vertauschen.

Ich habe im 5. Bande meiner Scandalgeschichten die Ursache angegeben, was Philipp abgehalten hatte, den Niederländern seinen Sohn Don Carlos zum Statthalter zu geben. Er hatte einst diese Absicht gehabt, doch durfte er sich weder auf die Treue, noch auf die Energie und Weisheit des Infanten verlassen. Er kannte ihn viel zu gut, um ihn dahin zu senden, demnach fiel seine Wahl auf eine andere Person und zwar auf eine Frau, die aber viel mehr männlichen Geist besaß, als sehr viele andere Männer. Diese Frau war Margarethe, Herzogin von Parma.

Als er sie damit beauftragte, nach den Niederlanden zu gehen und die Oberstatthalterschaft anzunehmen, nahm

sie diese Mission unter gewissen von ihr festgestellten Bedingungen an. Diese Bedingungen waren: 1. Daß sie sich einen Minister wählen dürfe. 2. Daß alle von ihr gutgeheißenen Anordnungen dieses Ministers vom Könige im Voraus genehmigt werden. 3. Daß es ihr frei stehe, in Bezug auf die aus Spanien nach den Niederlanden gesandte heilige Inquisition solche Aenderungen zu treffen, wie sie sie nothwendig finde. 4. Daß ihr das Recht der Begnadigung, im Falle sich Jemand in den Niederlanden des Hochverraths schuldig machte, zustehe. 5. und letztens aber, daß sie nach Gutdünken Allianzen mit jedweder ausländischen Macht schließen oder derselben Krieg erklären könne und ihr eine hinlängliche Militärmacht zur Verfügung gestellt werde.

Der König schüttelte den Kopf bedenklich, als ihm Margarethe von Parma diese Bedingungen stellte, doch gewährte er ihr Alles, weil er überzeugt zu sein glaubte, sie würde dieselben nicht mißbrauchen. Der wichtigste Punkt war für ihn der dritte und er berieth sich mit dem Großinquisitor darüber, ob er ihr hierbei freies Spiel lassen könne. „Es ist die Frage, wen sie mit sich als Minister nach den Niederlanden nimmt?“ sagte der Großinquisitor. „Den Cardinal Granvella“, entgegnete der König. „Dann können ihr Euer Majestät auch diesen Punkt ohne Weiteres gewähren. Granvella ist ein sehr gottesfürchtiger Mann und der ergebenste Diener der heiligen Kirche, es ist nicht zu befürchten, daß er den verfluchten Ketzern irgend welche Concessionen machen werde.“

Somit übernahmen diese beiden Personen die Regierung der Niederlande. Margarethe war eine sehr stolze Frau, doch nur solange, bis sie von mehr als zwei fremden Augen gesehen und mehr als zwei Ohren gehört wurde. Im Boudoir selbst war sie die nachgiebigste Person der Welt. Granvella war aber ein schöner und galanter Mann, der keine Gelegenheit versäumte, sich auf jede mögliche Weise der Oberstatthalterin gefällig zu zeigen. Kein Historiker spricht von einem Liebesverhältniß der Herzogin und des Cardinals, wo es doch gewiß ist, daß ein solches zwischen ihnen bestand.

So wie es mir gelungen, die Geheimnisse anderer Höfe zu erfahren, so hatte ich auch das Glück, diesem Liebesverhältniß Margarethens mit dem Cardinal Granvella auf die Spur zu kommen und zwar auf einem Orte, wo ich es gewiß nicht gesucht haben würde. Ich will es meinen Lesern mittheilen, wie dies geschah und hoffe, meine Entdeckung wird sie ihrer Originalität wegen interessiren.

Als ich im Jahre 1847 die berühmte Tulpenstadt Hollands, Harlem, besuchte, kam ich zu einem der ersten Verkäufer dieser an Farbe so schönen, doch geruchlosen Blumen. Ich wurde von ihm sehr freundlich aufgenommen und hatte diese Freundlichkeit meiner Aufmerksamkeit, die ich seinem kleinen pausbackigen Knaben bewies, zu danken. Ich bin sonst kein Kinderfreund. Der kleine Johannes hatte aber ein für sein Alter so ernstes und kluges Gesicht, daß ich es studirte und meine Augen von demselben nicht abwandte. Er beschäftigte sich eben damit,

Düten für Tulpenzwiebeln zu verfertigen und hatte hierzu von seinem Vater ein großes Buch erhalten, aus welchem er die Blätter riß und sie zu Düten verwendete. Plötzlich sah ich ihn in seiner Beschäftigung anhalten, und eines der herausgerissenen Blätter lesen, dann legte er es wieder in's Buch hinein, und nahm die Zwiebeln aus den bereits verfertigten Düten, die er mit der Hand zu glätten und der Reihe nach in's Buch zurück zu legen begann. Diese Manövers des Knaben fielen mir auf. Ich frug ihn um die Ursache, weshalb er es thue.

„Ich glaube", entgegnete der Knabe, „das Buch ist etwas Besseres werth, als zu Düten verbraucht zu werden."

„Willst Du mir das Buch zeigen, mein kleiner Johannes?" frug ich den Knaben.

„Ich will es Ihnen zeigen, doch Sie müssen es mir zurück geben. Ich hoffe, einen Käufer dafür zu finden."

„Wahrscheinlich einen Antiquarbuchhändler, denn das Buch scheint mir sehr alt."

„Es ist's und mir thut es sehr leid, daß es so verstümmelt worden. Ich werde keinen großen Preis erhalten."

„Wer weiß", sagte ich und fing an in dem Buche zu blättern. Es war zur Zeit des Abfalls der Vereinigten Niederlande geschrieben und mit einem anderen aus einer späteren Periode — theils zur Zeit des Statthalters Moritz von Oranien und auch späteren Jahren — zusammengebunden. Ich sagte dem Knaben, wie ich selber alte Bücher zu kaufen pflegte und frug ihn, ob er mir es

um 2 holländische Gulden verkaufen wolle. Er entgegnete, er müsse erst seinen Vater um Erlaubniß bitten. Dies geschah und der Tulpenverkäufer verweigerte sie ihm nicht. So erhielt ich es um einen Spottpreis.

Auf meiner Reise von Rotterdam nach London hatte ich Muße es durchzufliegen und fand sehr interessante Details über einige historische Persönlichkeiten in demselben, namentlich über Margaretha von Parma, über Granvella, Wilhelm den Schweigsamen, die Grafen Brederode, Hoorn und Egmont, ferner über die beiden unglücklichen Brüder de Witt, über Peter Paul Rubens, über Moritz von Oranien, Barneveldt, Hugo Groot, Boerhave, Ruyter u. s. w. Denn das zweite Buch langte bis zum 18. Jahrhundert.

Nach diesem Buche soll Margaretha von Parma auch nicht besser gewesen sein als ihre Namensschwester von Navarra, die Gattin Heinrich's IV., mit dem Unterschiede, daß sie sich eines der Axiome der Jesuiten: si non caste, caute (wenn nicht keusch, so doch vorsichtig), eigen machte. Uebrigens fand sie so viel Vergnügen an den Freuden der Liebe, daß ihr ein Mann, wäre er auch ein Alkid an Kräften gewesen, kaum genügte. Sie hielt Granvella als Lückenbüßer und dieser war tolerant genug, nichts dazu zu sagen, wenn sie auch mit anderen Männern kokettirte, namentlich hatten ihr die beiden Grafen Egmont und Hoorn in die Augen gestochen, sie lud sie zu wiederholten Malen zu Tische und kokettirte mit ihnen in auffallendster Weise.

Unter den Staatsräthen, die an den Berathungen, die

bei der Oberstatthalterin stattzufinden pflegten, theilnahmen, gab es einen, dem die Koketterie der hohen Dame mit den beiden schönen Grafen nicht entging. Es war der Prinz Wilhelm von Oranien. Er sprach darüber mit Egmont und neckte ihn damit.

„Welch ein Gedanke", sagte Egmont. „Die Herzogin weiß doch, daß mich eine andere Flamme erwärmt, sie hat es von mir selber gehört. Sie hat mich so zu sagen aufgefordert, daß ich ihr Alles erzähle."

„Und Du warst unvorsichtig genug, in die Falle zu gehen. Oh, mein armer Freund, ich fürchte nur zu sehr, daß Du Dir ein ähnliches Loos bereitest, wie es Hyppolit gethan. Sie wird von jetzt an Deine erbittertste Feindin werden. Hast Du wenigstens Hoorn darüber in Kenntniß gesetzt?"

„Wovon hätte ich ihn in Kenntniß setzen sollen?" frug Egmont befremdet.

„Daß er Deine Stelle bei der Herzogin vertrete. Er ist Dir zu sehr Freund, als daß er es nicht gern thäte und er wird Dir und unserer Sache nützen. Glaube mir, es ist von der höchsten Wichtigkeit für unser Vaterland, daß wir die Herzogin dadurch, wenn wir uns ihrer Privatgunst versichern, in Schach halten."

„Ich glaube nicht, daß Hoorn das Geringste in dieser Beziehung thun wird. Er verläßt Brüssel noch heute", sagte Egmont; dann fuhr er fort: „Wenn Du die Prinzessin für eine so leichte Dame in Herzensangelegenheiten hältst, warum bewirbst Du Dich nicht um ihre Gunst?"

„Weil ich wahrgenommen habe, daß sie mich nicht ausstehen kann und mich abwiese?“

„Wenn sie aber sieht, wie Diejenigen, auf die sie ihr Netz ausgeworfen, ihr entgehen, so wird sie nicht gar zu wählerisch sein. Es ist doch nicht schwer, zwischen Dir und einem Granvella zu wählen.“

„Oh, Granvella bliebe ihr immer. Versuche Deinen Fehler gut zu machen, erzähle ihr, wie Du von Deiner Liebe für die Andere abgekommen bist. ’s ist ohnehin nur ein Bürgermädchen.“

„Nein, nein, Oranien, ich will nicht einmal in Gedanken gegen sie sündigen. Sie ist ein Engel.“

„Das Vaterland ist doch das kleine Opfer einer Nothlüge und etwas Verstellung werth.“

„Du hältst die Sache für zu wichtig. Ich glaube aber Du täuschest Dich. Das nächste Mal mehr darüber.“

Egmont hatte sich lange Zeit in Frankreich aufgehalten und den leichtsinnigen Charakter der Großen dieser Nation ganz angenommen. Anstatt die Warnung seines Freundes Wilhelm von Oranien zu beherzigen, fing er an, sich über die Herzogin lustig zu machen und zu witzeln. Es fanden sich schon damals selbst unter den Niederländern genug verkäufliche Seelen, die davon lebten, die Gedanken und Aeußerungen der Männer auszuwittern, die einigen Einfluß auf das Volk übten. Von Wilhelm von Oranien konnte nichts gesagt werden, er war viel zu vorsichtig, als daß er sich verrathen hätte, wogegen Egmont in seinen Reden viel freier war, als selbst in seinen Gesinnungen.

Es ist nur zu gewiß, daß dieser sonst so ehrliche Patriot vor dem Gedanken einer Revolution schauderte. Er glaubte der herrschenden Dynastie verpflichtet zu sein und war auf den Orden des goldenen Fließes sehr eitel, nicht so wie Wilhelm von Oranien, der ihn als eitlen Tand betrachtete und ihn nur bei feierlichen Gelegenheiten und deshalb trug, damit ihm spanischerseits nicht etwa vorgeworfen werde, er verachte den Orden.

Die Spione, mit denen die Herzogin von Parma die angesehensten Männer der Niederlande umgab, säumten nicht, die Aeußerungen Egmont's in Bezug auf die Prinzessin zu berichten. Granvella selbst rieb sich selbstzufrieden die Hände, als er davon hörte, denn es gewährte ihm Genugthuung, einen Mann, der ihm gefährlich hätte werden können, angeschwärzt zu sehen. Die Herzogin schrieb nun an den König und schilderte Egmont in einer Weise, daß Philipp glauben mußte, der Hochverrath sei in den Niederlanden schon überallhin verbreitet worden. Er entsendete ein paar tausend Mann Truppen und ertheilte der Statthalterin Instructionen, wie man sie nur für ein Land ertheilen kann, welches in vollem Aufstande begriffen und wo das Martialgesetz eingeführt worden ist.

Schon die heilige Inquisition war den Niederländern ein Dorn in den Augen. Der Protestantismus verbreitete sich im Lande immer mehr. Die Proselyten des neuen Glaubens versammelten sich bei Nacht und in Privathäusern, man spürte sie aber aus und sie wurden deshalb, weil sie Gott in anderer Form verehrten als die

Spanier, vor das Inquisitionsgericht geschleppt, gefoltert, einige sogar hingerichtet, ihr Vermögen aber confiscirt. Alles dies geschah nur, um den unersättlichen Säckel der Kirche zu füllen, denn in die anderen Staatscassen floß nichts.

Die Erbitterung im Lande war ungeheuer. Die Staatsräthe versammelten sich bei der Oberstatthalterin, machten ihr Vorstellungen, baten sie, sie möge den Leuten das Einzige lassen, was jedes Menschen angebornes Recht ist, seine Gedankenfreiheit. Sie hatten aber tauben Ohren gesprochen, und als Egmont ebenfalls zu sprechen anfing, schnitt sie ihm das Wort ab.

„Ich habe seiner katholischen Majestät die Sache an's Herz gelegt," sprach Margarethe. „Er verlangt unbedingten Gehorsam und daß man seine Stellvertreterin achte. Anstatt dessen entblöden sich manche Leute nicht, auf unsere Gnade pochend, Lügen gegen uns auszustreuen und uns in den Augen des Volkes um unseren guten Ruf bringen zu wollen. Ihr blickt mich an, Graf Egmont, als ob Ihr Euch noch so unschuldig fühltet. Oh, Eure Zunge reicht weit, doch nehmt Euch in Acht, daß sie Euch nicht um Euren Kopf bringe."

Egmont war wie niedergedonnert. So hatte Margarethe noch niemals zu ihm gesprochen. Sie war sonst immer so huldvoll und jetzt diese Veränderung! Was sollte dies bedeuten? Sein Blick begegnete demjenigen seines Freundes Wilhelm und dieser sagte ihm, daß er am besten thue, wenn er schweige.

Nachdem die Sitzung für aufgelöst erklärt worden war, zog sich die Herzogin in ihr Kabinet zurück und erließ den Befehl, Niemand, nicht einmal Granvella, dürfe vorgelassen werden.

Oranien und Egmont begaben sich nach Hause. Auf der Straße begegneten sie einigen Edelleuten, deren Jeder eine Tasche an der Seite trug; sie war aus grober Sackleinwand, von derselben Größe und Form, wie sie die Bettler zu tragen pflegen. Unter diesen Herren befand sich auch Brederode.

„Was soll diese Tasche zu bedeuten haben?" frug ihn Egmont. „Wollt Ihr verreisen?"

„Kommt morgen Alle zu mir zum Speisen, dort will ich Euch die Bedeutung dieser Tasche erklären. Ihr werdet sehen, daß sie für uns vollkommen paßt", entgegnete Brederode.

Oranien hatte keine Lust der Einladung Brederode's Folge zu leisten. Egmont redete ihm aber so lange zu, bis er sich dazu entschloß und nach dem Kuylemburg'schen Palaste ging, wo dieses Mahl stattfinden sollte. Es waren über 300 Gäste anwesend. Wilhelm hörte das Toben und das Klirren der Gläser. Er hielt Egmont am Arme zurück und sagte ihm, es sei noch Zeit zum Umkehren. In diesem Augenblicke öffnete sich ein Fenster und der Graf Hoorn blickte aus demselben.

„Ah! Ihr seid es? Sputet Euch, sonst wird der Burgunderwein kalt", rief er ihnen zu.

„Du siehst, die Leute trinken", sagte Egmont lachend

zu Oranien. „Solche Menschen denken an keine Verschwörung. Komm, man würde sonst glauben, wir fürchten den Wein.“

Es war nicht mehr möglich zurück zu treten. Brederode war den Ankömmlingen bis an die Treppe entgegen gegangen, er griff Wilhelm unter den Arm und zerrte ihn hinein.

„Wollt Ihr uns jetzt die Bedeutung dieser Maskerade erklären?“ frug Wilhelm auf die Tasche deutend.

Brederode entsprach dem Wunsche des Fragenden und erklärte den Ursprung dieses Aufzugs. Eine Deputation des Adels hatte vor einigen Tagen der Oberstatthalterin ein Bittgesuch eingereicht, welches in etwas scharfer Sprache verfaßt war, so daß sie sich beim Lesen desselben verfärbte, worauf ihr der Graf Barlaimont in französischer Sprache die Worte zugeflüstert hatte: „Frau Herzogin, Ihr werdet Euch doch nicht vor einem Rudel Bettler fürchten!“ Dieses Wort hatte Brederode aufgefaßt und erfand den Bund der Geusen (Bettler). Diese Geusentasche hatte noch außerdem die satyrische Bedeutung, daß der niederländische Adel vom Könige von Spanien auf den Bettelstab gebracht worden sei, was wirklich so ziemlich der Wahrheit nahe lag.

Wilhelm hatte vielleicht niemals so sehr den Zunamen „eines Schweigsamen“ verdient, als bei dieser Gelegenheit. Während die übrigen Herren lärmende Toaste ausbrachten und dabei Luther, die Königin Elisabeth von England und ihren Vater Heinrich VIII. noch im Grabe leben ließen, war er stumm geblieben, Egmont hingegen

brachte die Gesundheit des Königs und der Statthalterin aus. Dies war ein Fehler. Er hätte bedenken sollen, wie er bei so erhitzten Köpfen kaum auf ein Echo stoßen würde. Oranien blickte hinweg, als hätte er Egmont's Worte nicht verstanden. Hoorn hatte den Becher zwar bis an die Lippen gebracht, als er aber den Namen Philipp's II. hörte, setzte er ihn unangetastet wieder auf den Tisch, Brederode ging noch weiter, er verschüttete seinen Wein, indem er ausrief: „seinen Manen gerne, wenn er todt sein wird.“ Andere Herren trieben es endlich so arg, daß sie Flüche gegen den König ausstießen, so daß Wilhelm erklärte, er würde den Saal verlassen, wenn man in dieser Weise fortführe, die Gesetze zu verhöhnen. Er stand auch sofort nach Tische auf und beurlaubte sich von Brederode.

„Ihr werdet doch jetzt nicht gehen. Der Abend wird uns herrlich vergehen, wir haben einige schöne Italienerinnen zu Gästen geladen, sie werden uns den Wein mit Küssen versüßen“, sagte Brederode.

„Man hat mir den Beinamen des „Schweigsamen“ gegeben“, sagte Oranien, „erlaubt mir Graf, daß ich auch den eines „Enthaltsamen“ verdiene.“ Hierauf verließ er die Versammlung.

Es war eine Orgie, wie man in Frankreich und Italien alle Tage zu sehen bekommen konnte, nur daß hier unter den verschämten Flamändern die Ausschweifungen nicht öffentlich getrieben wurden. Es gab im Palaste der Kabinete genug, wohin sich girrende Pärchen zurückziehen

konnten und nur das Trinken und Singen von Zotenliedern geschah öffentlich.

Am nächsten Tage wurde der Oberstatthalterin jedes Wort und jede Bewegung, die Dieser oder Jener bei dem Mahle gemacht hatte, berichtet. Während sie über Einiges und zwar über das Meiste empört war, konnte sie doch über andere Dinge ihre Zufriedenheit nicht verhehlen.

„Ihr habt es immer versucht", sagte sie zu Granvella, „den Grafen Egmont vor mir anzuschwärzen, jetzt seht Ihr doch, daß er der einzige loyale Mann in diesen rebellischen Landen ist. Er hat auf meine Gesundheit getrunken. Er hat ebenso, als die Buhlerinnen ihr schändliches Handwerk zu treiben angefangen, den Palast verlassen. Oh, und ich habe ihn gestern so grausam beleidigt."

Granvella zuckte die Achseln und meinte, der Graf hätte klüger gethan, wenn er keine Gesundheiten ausbrachte, denn dann würde die Statthalterin nicht die Demüthigung erfahren haben, daß er von keiner Seite her secundirt ward. Margarethe biß sich in die Lippen und schwieg.

Wenige Tage darauf erhielt der Graf Egmont von der Statthalterin einen eigenhändig geschriebenen Brief, in welchem sie ihn zu sich einlud. Es hieß, er möge Abends zu einer Stunde kommen, wo sie von den Staatsgeschäften ausruhte. Der Brief war in sehr freundlichem Tone geschrieben.

Egmont wußte nicht, was er davon halten sollte. Er dachte schon daran, es könne eine Falle sein, denn Egmont war ein Mensch der plötzlichen Impulse. Er wußte nicht,

in welcher Weise er sich gegen sie vergangen, und noch weniger, was er gethan, um wieder in Gnade aufgenommen zu werden. Er schwankte und war schon daran sich krank zu stellen, als Oranien bei ihm eintrat. Wilhelm sah es seinem Freunde gleich an, daß er sehr bewegt war, da es aber niemals schwer hielt, von Egmont zu erfahren, was ihm fehlte, so wußte es auch Wilhelm in wenigen Augenblicken.

„Es ist ganz natürlich, daß Du dahingehst," sagte Wilhelm, nachdem ihm Egmont den Brief gezeigt.

„Du glaubst wirklich, ich soll zu ihr gehen? Du bist sonst so vorsichtig im Abrathen."

„Hätte ich tausend Zungen und die Ueberredungsgabe eines Demosthenes, ich könnte nicht anders, als Dir aufs Eindringlichste rathen, daß Du zur Herzogin gehst. Mich wundert es, daß Du es nicht eräthst, woher der Wind bläst. Es ist das Geusenmahl, wo Du Dich so loyal benommen. Und jetzt hast Du die beste Gelegenheit, das wieder gut zu machen, was Du vor einigen Monaten verdorben."

„Du meinst doch nicht, daß ich meine Liebe für Clara verleugnen soll?"

„Allerdings meine ich es so. Was liegt Dir daran? Lügen wir nicht immer und glaubst Du, Du hast den Gegenstand Deiner jetzigen Liebe nicht schon angelogen und verleugnet? Geschieht es nicht zu Deinem und ihrem, und, was mehr als alles Uebrige gilt, Deinem Vaterlande zum Heile."

„Du hast Recht, nur bitte ich Dich, mich in Zukunft mit Fragen darüber, was ich heute mit der Herzogin sprechen werde, zu schonen. Du zürnest mir doch nicht, Oranien?" sprach Egmont.

„Nein, sei ruhig und benütze die Gelegenheit, so gut Du kannst. Auf Wiedersehen."

Egmont verwandte an diesem Abend viel mehr Sorgfalt auf seine Toilette, als er es die längste Zeit her gethan hatte. Nachdem er noch einen letzten Blick in den Spiegel geworfen, ging er nach dem Palast.

Die Unterredung zwischen Margaretha und dem Grafen währte mehrere Stunden, sie ließ ihm sogar Erfrischungen auftischen und war voller Huld in ihrem Benehmen gegen ihn. Worüber sie mit ihm gesprochen, davon erfuhr niemals jemand ein Wort. Eine ihrer Kammerfrauen kam jedoch einmal auf ihr Schellen ins Kabinet und fand ihre Herrin sehr aufgeweckter Laune, sie lachte, sowie man sie sonst niemals lachen gesehen und gehört hatte. Egmont saß auf einem Kissen zu ihren Füßen.

Drei Tage darauf wurde wieder Staatsrath gehalten. Sie machte den versammelten hohen Herren des niederländischen Adels sanfte Vorwürfe über das, was sich im Kuylemburg'schen Palaste ereignet hatte, sie ging so weit, den Grafen von Egmont zu entschuldigen, doch dafür griff sie den Prinzen von Oranien in verdeckter Weise an, indem sie sagte, der König habe von Demjenigen seiner Staatsräthe, dem er nächst seiner Statthalterin den meisten Eifer und die größte Anhänglichkeit an seine

Person zugetraut, nicht erwartet, daß er an einer Orgie theilnehme, in welcher man gegen die Sittlichkeit, wie gegen die dem Könige schuldige Loyalität so viel verbrochen, dies wenigstens schickte sich für Cavaliere von hoher Geburt nicht. Der Prinz berief sich auf einige jener Personen, die bei dem Geusenmahl zugegen gewesen und diese bezeugten, wie er so zu sagen gewaltsam in den Saal gebracht worden, dort nur ein Glas Wein getrunken und der Erste war, der sich aus der Versammlung entfernt hatte.

Der Geusenbund machte immer mehr Fortschritte, Brederode und die übrigen Herren, außer Oranien und Egmont, verließen die Hauptstadt und warben eine kleine Armee, um sich, wenn es nöthig werden würde, der königlichen Autorität auch gewalsam zu widersetzen. Die Excesse nahmen von Tag zu Tag mehr zu, die spanischen Soldaten wurden verhöhnt und die Edikte, welche die Herzogin erlassen hatte, von den Mauern, wo sie angeschlagen gewesen, herabgerissen, mit einem Worte, alle Zeichen einer herannahenden Revolution waren vorhanden.

Als die Herzogin von diesen Vorgängen hörte, berief sie den Prinzen von Oranien, die Grafen Egmont und Hoorn neuerdings zu sich und ließ sich in ihrer Gegenwart durch den Geheimschreiber des Cardinals Granvella die Berichte vorlesen, die eingelaufen waren, dann wandte sie sich an die drei Edelleute und rief: „Ihr habt es gehört und könnt es nicht leugnen. Ihr war't es, die mir stets zur Mäßigung riethen und mich an meine Weiblichkeit, die Sanftmuth meines Herzens, erinnertet. Besteht Ihr

noch immer darauf, daß man dieses rebellische Volk durch Sanftmuth und Nachgiebigkeit regieren könne? Ich will keinen Eurer ehemaligen Rathschläge, sondern hören, welche Mittel Ihr mir zur Dämpfung des Aufruhrs vorschlagt?"

„Wenn Eure Hoheit mir zu sprechen gebieten, so habe ich nichts Anderes zu sagen," entgegnete der Prinz von Oranien, „als, da ich sehe, daß der König der Dienste seiner treuesten Unterthanen überdrüssig ist, diesen nichts Anderes übrig bleibt, als das Amt, welches ihnen von Ihrem Lehnsherrn aufgebürdet worden, in aller Demuth wieder in die allergnädigsten Hände der Statthalterin zurück zu legen." Hierauf verbeugte sich der Prinz und verließ den Saal. Graf Hoorn that Aehnliches wie Oranien und folgte ihm in wenigen Minuten.

Der einzige Graf Egmont war geblieben, er blickte verwirrt zu Boden, indem er seinen Federhut aus einer Hand in die andere wechselte. Die Herzogin winkte Granvella, er möge sich entfernen und sie mit dem Grafen allein lassen.

„Und Ihr, Lamoral, wollt Ihr mich und den Dienst des Königs gleichfalls verlassen?" frug sie ihn. „Ihr habt mir doch so nahe gestanden. Keiner der beiden Männer, die so eben fortgegangen, war mir Das, was Ihr mir gewesen. Ihr werdet mir doch nicht auch abtrünnig werden?"

Egmont versicherte die Regentin seiner unverbrüchlichen Treue, Liebe und Anhänglichkeit. Sie vergaß in

seiner Gesellschaft bald alle Sorgen, die ihre Sinne bis jetzt getrübt hatten, und beschenkte ihn mit einem kostbaren Diamantring, den sie von ihrem Finger zog.

„Solltest Du jemals in Lebensgefahr schweben, dann sende mir diesen Ring zu. Wenn irgend jemand, so bin ich es, die einigen Einfluß, ja Macht über Philipp besitzt. Ich weiß es, daß er mir nichts verweigern darf. Zähle auf mich. Doch wenn Du mich jemals täuschtest, dann wird dieses Diamants Glanz verbleichen und ich werde aus der Trübung desselben erkennen, daß Du mich hintergangen — dann — dann Lamoral, hast Du mich und Dein Leben verwirkt."

Der Graf entfernte sich in Gedanken vertieft. Als er auf die Straße trat, sah er, wie die Bürger einem gewissen Punkte ausströmten und hörte ein dumpfes Getöse. Es waren Kanonen, die so eben angekommen waren und eine starke Bedeckung spanischer Reiterei begleitete sie.

Egmont wußte niemals, wie er es mit der dem Könige und dem Vaterlande schuldigen Pflicht halten möge, in ihm stritten der eitle Höfling mit dem flamänder Patrioten, er liebte sein Vaterland, doch auch die Würden, mit denen er bekleidet worden war und das Vertrauen der Statthalterin schmeichelte ihm über alle Maßen. Er billigte die Handlungsweise Oranien's und Hoorn's nicht, diese hätten die Regentin gerade jetzt, im kritischsten Momente, nicht verlassen dürfen, dies war seine Meinung. Er selbst hatte sich vorgenommen, fest an ihrer Seite zu verharren.

Während er eben darüber nachsann, was er zunächst thun sollte, begegnete er einem weinenden Mädchen, in welchem er seine Geliebte aus dem Bürgerstande erkannte. Sie klagte ihm ihr Unglück, indem sie sagte, ihr Vater sei von den Häschern der Inquisition in den Kerker geworfen worden und man werde den schwächlichen Greis auf die Folter spannen, weil er beschuldigt wurde, er habe einer mitternächtlichen Calvinistenpredigt beigewohnt. Sie beschwor Egmont, er möge sich für sie bei der Regentin verwenden.

„Ich weiß, wie viel Ihr bei ihr geltet," sagte die Schluchzende, „Ihr habt mich selber dabei vergessen. Ah, so wendet doch Euren Einfluß bei Eurer Geliebten an, um meinen Vater zu retten."

„Meine Geliebte? Wie kannst Du denken, daß ich ein so häßliches altes Weib, wie die Herzogin, lieben könnte? Nein, tröste Dich. Ich liebe sie nicht. Sie plagt mich mit ihren Aufmerksamkeiten, das ist Alles. Damit Du siehst, wie wenig ich mir aus ihr mache, nimm diesen Ring, den sie mir gerade heute geschenkt. Diese Pfaffen sind bestechlich. Verkaufe ihn, mit einem Viertel des Preises kannst Du Deinen Vater loskaufen."

Das Mädchen befolgte den Rath des Grafen und es glückte ihr, ihren Vater zu befreien.

Das Gespräch aber, welches Egmont mit dem Bürgermädchen gehalten, wurde von einem der vielen Spione Granvella's belauscht und dem Cardinale berichtet. Dieser erkundigte sich, an welchen Juwelier der Ring verkauft

worden sei und als er ihn von diesem zurückkaufte, ging er zur Regentin, der er das Geschehene Wort für Wort berichtete. Als Egmont am nächsten Tag nach dem Palast der Statthalterin ging, wurde ihm der Eingang verwehrt. Ein junger Edelmann, dem Egmont einmal einen Dienst geleistet hatte, und der bei der Herzogin als Kämmerling angestellt war, raunte dem Grafen ins Ohr: „Laßt Euch einen guten Rath geben, Graf Egmont. Entfernt Euch aus dieser Stadt, denn man hat hier Böses gegen Euch vor. Die Sache mit dem Ringe, den Ihr gestern erhieltet und wieder verschenktet, ist aufgekommen.“

Der Graf erschrak nicht wenig. Er fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken. Er wollte bei der Herzogin Sehnsucht nach seiner Person erregen und begab sich nach Aachen, um in den Bädern seine zerrüttete Gesundheit zu pflegen, wie er sich in dem an die Regentin abgeschickten Briefe ausdrückte.

So hatte er denn selber durch seinen Leichtsinn und seine Unbesonnenheit sich aus einer Freundin eine seiner unerbittlichsten Feindinnen geschaffen und dies sollte ihm sein Leben kosten.

Die Revolution war in den Niederlanden bald ausgebrochen. Die Geusenarmee, die erste, die mit den Spaniern Scharmützel hatte, focht mit wechselndem Glück. Die Regentin und Granvella sahen es ein, daß sie sich in den Niederlanden nicht halten könnten und, „lieber abdanken, als abgedankt werden,“ entschlossen sie sich, den König zu bitten, er möge die Regierung stärkeren, Männerhän-

den, anvertrauen. So verließ Margarethe denn das Land, wo sie, so wenig sie auch dazu beigetragen hatte, den Haß gegen den König zu vergrößern, dennoch niemals gerne gesehen wurde. Alles, was Granvella eigenmächtig gethan, wurde auch ihr zugeschrieben und das Volk war froh, als die Carosse verschwand, die sie in sich barg.

Ihr Nachfolger war der finstere Herzog von Alba, ein Mensch ohne Seele, ohne Mitleid, ein würdiges Gegenstück des berühmten Thomas Torquemada, mit dem Unterschiede, daß seine Brust anstatt einer Kutte ein Panzer deckte. Dieser wie jener machte das Herz des einen und des anderen Mannes alle sanfteren Regungen unzugänglich. Unter den Männern die am ehesten von Alba's Grausamkeit zu leiden hatten, befanden sich die Grafen Egmont und Hoorn. Philipp wollte den Ersteren schonen, doch Margarethe schwärzte ihn so an, daß er ihrer Rachsucht zum Opfer gebracht wurde.

II.

Abberufung Margarethens von Parma aus den Niederlanden. — Egmont und Hoorn. — Brederode und Wilhelm von Oranien bei Egmont. — Wilhelm auf dem Lande. — Die Städter und Dorfbewohner in den Niederlanden. — Das Mädchen mit den Kirschen bei Wilhelm von Oranien. — Alba's erstes Auftreten gegen Egmont. — Alba wünscht die Wiederholung einer solchen Orgie, wie jene nach dem Geusenmale. — Arretirung Egmont's und Hoorn's. — Falsche weibliche Zeugen. — Alba wird durch ein Mädchen in einem Gefecht gefoppt. — Schlimme Folgen seiner Wüstlingslaune.

Niemals hat ein Regent eines seiner blühendsten Länder durch Unvernunft und Grausamkeit so muthwillig verscherzt, wie Philipp II. die Niederlande. Die Pietät für das Andenken Carl's V. war so groß, daß es unendlich viel kostete, um diese aus den Herzen der Unterthanen auszurotten. Selbst die protestantischen Prediger, von denen sehr viele aus Deutschland gekommen waren, deren Väter unter den ersten Religionskriegen von Carl's V. Soldateska viel zu leiden hatten, vermochten nur so die Niederländer für die neue Lehre zu gewinnen, daß sie die Worte Christi: „gebt Cäsar, was Cäsar gehört", zu wiederholten Malen betonten und die Niederländer in ihrer

Treue gegen Philipp niemals wankend zu machen versuchten.

Erst nach dem Entstehen des Geusenbundes und dem Ausscheiden Wilhelm's von Oranien aus dem Staatsrathe fingen die Gemüther an, sich ihrem König zu entfremden und das Hausen des grausamen Alba, Herzogs von Toledo, die Hinrichtung zweier der besten Männer der Nation, Egmont's und Hoorn's, machten es, daß diese Herzen fortan für ewige Zeit den Nachkommen Carl's V. verschlossen blieben.

Die Hinrichtung Egmont's hat diesen Mann zum Freiheitsmärtyrer canonisirt, ob er es wirklich gewesen, darüber möge die Nachwelt entscheiden, die Geschichte tappt hierbei im Dunkeln. Ob bei Egmont der Patriot über dem loyalen Unterthan, oder dieser über dem Patrioten stand, darüber sind die Gelehrten uneinig. Schiller in seinem „Abfall der vereinigten Niederlande“ behauptet selber, welch ein wankender Charakter Egmont gewesen, wie er mit sich niemals ins Reine zu kommen im Stande war. Sein letzter an den König gerichteter Brief — am Vorabende seiner Hinrichtung — überströmt von Loyalitätsversicherungen und trägt das Gepräge eines reuevoll büßenden Gemüthes an sich. Sein Freund Hoorn kann vielmehr ein Freiheitsmärtyrer genannt werden, er hat sich auch niemals so sehr gedemüthigt wie Egmont, er war Patriot und scheute sich nicht, dies zu bekennen und das Schwert für das Vaterland gegen die Unterdrücker desselben zu ziehen. Dennoch bedauert die allgemeine Mei-

nung Egmont viel mehr als Hoorn, eben weil man einsieht, daß Alba keine Ursache hatte, ihn hinrichten zu lassen, mithin war sein Urtheil ein ungerechtes, das gegen Hoorn gefällte nicht. Man bedauert also Egmont dafür, daß er für kein Princip eingestanden war und dennoch geopfert wurde. Dieses Bedauern des Unglücklichen ist noch durch das Trauerspiel Göthe's und die Musik Beethoven's mehr gesteigert worden, so daß die eigentliche Apotheose Egmont's von diesen Beiden stammt.

In der Geschichte der neueren Zeit finden wir ein ganz ähnliches Beispiel wie jenes Egmont's — in der Hinrichtung des ehemaligen ungarischen Ministerpräsidenten, Grafen Ludwig von Batthyány. Dieser Mann glich in vieler Beziehung Egmont. Er war Patriot und Ungar, doch dabei sehr ehrgeizig und sogar loyal. Sein Patriotismus ging niemals so weit wie derjenige seines Ministercollegen Kossuth. Er fürchtete eine Revolution, obschon er überzeugt sein konnte, daß es unmöglich war, einer solchen auszuweichen, ohne die Rechte des Landes aufzuopfern, was er aber auch nicht zugeben wollte. Gerade so war Egmont. Ihm galt die Gunst Philipp's II. beinahe so viel, wie die Liebe der Niederländer. Während seines kurzen Aufenthalts in Spanien hatte er zwar die Wünsche seiner Landsleute aufs Wärmste befürwortet, ließ sich aber vom König mit vagen Versprechungen hinhalten und kehrte unverrichteter Dinge nach Hause zurück.

Egmont war sehr leichtsinnig und ein Mensch der ersten Impulse. Es gab Augenblicke, in welchen er sogar

das Schwert gegen seinen Souverän im Stande gewesen wäre zu ziehen, ein andermal hingegen schauderte er vor einem solchen Gedanken.

Wilhelm von Oranien war bei Weitem mehr Mann und wußte nur zu gut, welche Wendung die Dinge nehmen würden. Obschon er das Gefährliche in einer Schilder-hebung der Niederlande gegen Spanien nur zu wohl ein-sah, so bereitete er sich dennoch zu einer solchen vor, falls sie unausweichbar werden sollte. In jenem Staatsrathe, in welchem er zum letzten Male mit der Oberstatthalterin gesprochen, hatte er schon Alles im Voraus berechnet, was er sagen würde, wenn man über die Widersetzlichkeit der Niederländer spräche.

Er blieb noch einen Tag in Brüssel und besuchte am Abende seinen Freund Egmont, bei dem er auch Hoorn und Brederode antraf. Die beiden Letzteren versuchten es, Egmont zum Beitritte in die Geusenarmee zu bewegen, denn Brederode, Kuylenburg, Arenberg und Hoorn hatten bereits eine kleine Schaar zusammengebracht, der sie die Ehre anthaten, sie eine Armee zu nennen, die aber zu jener Zeit, als sie sie zu bilden anfingen, aus nicht mehr denn 2000 Mann bestand, von welchem aber mehr als drei Viertel schlecht oder gar nicht bewaffnet waren und größtentheils aus Bürgern und Handwerkern bestanden, die zwar ihre Stadt so weit wie möglich vertheidigen konnten, doch niemals als mobile Truppe verwendbar waren.

So lange Brederode bei Egmont blieb, sprach Wil-

helm kein Wort. Er hatte sich in einer Zimmerecke auf einen Stuhl niedergesetzt und las ein von dem berühmten Viglius geschriebenes Buch mit Aufmerksamkeit, ohne sich stören zu lassen. Die von den drei Cavalieren an ihn gerichteten Fragen beantwortete er entweder einsilbig oder durch ein Schütteln oder Nicken mit dem Kopfe, so daß es Brederode endlich aufgab, ihn ins Gespräch zu ziehen, er auch dann ziemlich mißvergnügt von Egmont schied, der noch immer unschlüssig war, wie er sich halten müsse.

Kaum hatte Brederode das Gemach verlassen, als Oranien das Buch bei Seite legte und so viel zu sprechen begann, als ob er die ihm zugelegte Benennung eines „Schweigsamen" Lügen strafen wollte. Hoorn war noch zurückgeblieben, vor ihm genirte sich Wilhelm nicht, denn er kannte seinen rechtlichen Charakter und wußte, daß dieser von dem, was Wilhelm sagte, keinen Gebrauch machen würde. Man sprach von der Ankunft eines anderen Statthalters an Margarethens Stelle.

„Glaubst Du wirklich", frug Egmont, „daß der König die Herzogin abberufen werde?"

„Sie wird es selber verlangen, wenn sie sieht, daß sie keine Ursache hat, hier zu bleiben."

„Die Ursachen, die sie gehabt, hier zu bleiben, sind sich doch immer gleich", meinte Hoorn.

„Sie könnten gleich bleiben, wenn unser Freund Lamoral es so haben wollte", sagte Wilhelm.

„Die alte Geschichte. Ich will meinem Vaterlande meinen Arm, meinen Kopf, jedes meiner Glieder gerne

zur Verfügung stellen und verlange nur, die Freiheit meines Herzens behalten zu können, ganz gewiß etwas von geringem Werthe fürs Vaterland", erwiderte Egmont.

„Man braucht auch nicht Dein Herz", entgegnete Wilhelm mit einem bedeutsamen Blicke.

„Ah, Du glaubst! Pfui. Ich will es nicht. Es widert mich an, einer Frau Liebe zu heucheln, die in den Armen eines Granvella geschmachtet hatte", sagte Egmont.

„Ei, mein Freund, Du bist auf einmal gar zu wählerisch geworden", sprach Wilhelm. „Ist es vielleicht die Erste, die Du aus den Armen eines anderen Mannes übernommen und warst Du nicht auch bei anderen Damen der Nachfolger des spanischen Cardinals? Weißt Du, daß es ganz in Deinen Händen liegt, Dein Vaterland von einem gefährlichen und blutigen Kriege zu befreien? Nur so lange die Herzogin Deiner Liebe sicher zu sein glaubt, wird sie bleiben, Du wirst sie hierher bannen. Ich fordere Dich im Namen des Vaterlandes auf, Deinem Geschmacke Gewalt anzuthun."

An demselben Abend war Egmont zur Herzogin gegangen. Was sich später zwischen ihr und ihm zutrug, habe ich im vorhergehenden Abschnitte erzählt und Wilhelm von Oranien hatte es errathen, was die Ursache gewesen, daß Egmont das Vertrauen der Herzogin verscherzt. Er sah das Ungewitter heranziehen und wußte, daß es nunmehr zu spät wäre, demselben auszuweichen. Demnach verließ er die Hauptstadt.

Man hat Wilhelm zum Vorwurf gemacht, weshalb

er sich mit den Geusen nicht enger verbunden, und sagt, er habe Brederode die Idee mißgönnt. Dies ist aber falsch. Wilhelm hatte es sehr bald erkannt, wie die Geusenarmee, namentlich die Führer derselben, niemals im Stande sein würden, die Unabhängigkeit der Niederlande zu sichern, daß sich das Volk, die Industriellen, die Bürger nicht auf sie verlassen durften, weil die Geusen nur darauf bedacht waren, die Privilegien des hohen Adels sichern zu lassen, und wenn sie einmal dieses Ziel ereichten, sich wenig um die Beschwerden des Volks kümmerten, ja, er war überzeugt davon, daß in diesen Männern auch nicht ein Fünkchen von wahrem Patriotismus glimmte, deshalb hatte er sich schon von vornherein von ihnen getrennt und dachte daran, sich eine Partei unter den Bürgern und auf dem Lande zu sichern.

Das Erstere war weniger schwierig. Die Städter in den Niederlanden waren seit jeher von einer Art republikanischer Freiheitsliebe und Drang nach Unabhängigkeit beseelt. Wozu sollten sie die Früchte ihrer Arbeit faullenzerischen Mönchen, Hofschranzen und liederlichen Weibern, zutragen? Daß es eine Regierung geben müsse, sahen sie wohl ein, doch wozu gerade ein König, der nicht einmal unter ihnen wohnte, sondern ein Absentist war, den man in den Niederlanden niemals zu Gesichte bekam? Er ließ die Handwerker nichts verdienen. Der Industrielle ist mehr als ein anderer Mensch darauf erpicht, zu wissen, ob das Geld, welches er zur Verwaltung des Staats hingiebt, auch so verwendet wird, daß es aus demselben,

wenn nicht für sich, so doch für seine Nachkommen Vortheile erwachsen sieht, wie dies in Frankreich zu Zeiten Colbert's geschah, dem das Land für seine Finanzverwaltung so viel Dank schuldet.

Die Niederländer wußten es nur zu gut, wie sie dem Mutterlande — Spanien — von größerem Nutzen waren als der neuentdeckte Welttheil, von woher so viel Gold, Silber und Diamanten gebracht wurden, dessen Besitz aber niemals als gesichert betrachtet werden konnte; sie glaubten, die Gold- und Diamantenminen würden bald erschöpft sein, ein anderes Volk aber, wie die Genuesen, Venezianer oder Engländer, könnten Spanien diese Besitzungen mit der Zeit abjagen, ja es gab sogar Leute, die die Eroberung dieses Welttheils für Holland als keine Unmöglichkeit ansahen, und weshalb sollten die Niederländer nicht auch einen Profit eben so gut einstecken können, wie die faullenzerischen Spanier?

Dies war die Stimmung der niederländer Städter im Allgemeinen. Sie war dem Prinzen von Oranien sehr gut bekannt und er gab derselben dadurch noch mehr Nahrung, daß er die Ansichten dieser Menschen zu theilen schien und ihnen in Allem beistimmte.

Die Statthalterin hatte es in weniger als einer Woche erkannt, welch großen Verlust der Staatsrath durch den Austritt des Prinzen von Oranien erlitten hatte. Sie sah es an der Haltung der Bevölkerung. Diese wurde von Tag zu Tag trotziger und höhnender. Wenn man sie auf öffentlichen Plätzen erblickte, wich man ihr aus, Niemand

grüßte sie; an den Abenden flog aber zuweilen ein Stein gegen die Fenster ihres Palastes und zertrümmerte dieses; mit einem Worte, die Anzeichen einer anbrechenden Revolution waren seit jenem Abende, an welchem Wilhelm die Herzogin verlassen, stets deutlicher sichtbar.

So groß auch der Anhang des Prinzen von Oranien in den Städten, namentlich in Brüssel, dem Sitze der Regierung, war, so waren diese Bürger nur solche Menschen, die für die Ausführung eines Handstreiches zwar recht gut zu verwenden gewesen wären, aus denen man aber unmöglich eine Armee hätte bilden können. Welcher der wohlhabenden Bürger würde seinen Herd verlassen haben, um einen langwierigen und beschwerlichen Feldzug zu unternehmen, wo er auf alle Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens hätte Verzicht leisten müssen? Demnach hielt es Wilhelm für gerathener, die Hauptstadt zu verlassen, nachdem er dort den nöthigen Saamen zum Ausbruche einer Revolution zurückgelassen und begab sich auf seine ausgedehnten Besitzungen im Innern des Landes, um auch die Stimmung des Landvolkes aus eigener Anschauung besser kennen zu lernen.

Die Erbitterung war unter den Landleuten bedeutend geringer als unter den Städtern, sie waren nicht so unmittelbar unterdrückt und fühlten es nur durch die vergrößerten Abgaben, daß man sie tyrannisirte. Die in den Niederlanden eingeführte Inquisition kümmerte sich selten darum, welche Fortschritte der Protestantismus unter dem Landvolke machte und nur von Zeit zu Zeit hörte man

von der Gefangennahme eines kalvinischen Predigers, der aber sofort nach Brüssel gebracht und dort zur Verantwortung gezogen wurde, wovon man auf dem Lande nichts erfuhr.

Als der Prinz auf seinen Besitzungen erschien, war das Erste, was er that, daß er sich durch seine Verwalter die Liste derjenigen Leute bringen ließ, die mit ihren Frohndenabgaben im Rückstande waren. Diese Rückstände waren nicht gering, doch seine Cassen fühlten den Mangel nicht. Wilhelm war niemals ein Prasser, so daß er kaum den zehnten Theil seines Einkommens verzehrte, er hatte also — wie man zu sagen pflegt — noch etwas zum Zusetzen, außerdem waren die Schätze, die er zu Amsterdam bei einigen der reichsten Handelsherren deponirt hatte, auch sehr ansehnlich und nach seiner Rechnung genügte dieser Baarschatz zur Aushebung einer Armee, die derjenigen der Spanier im Stande gewesen wäre die Spitze zu bieten, falls es zum Kriege käme.

Nichtsdestoweniger ließ der Prinz seinen Schuldnern bedeuten, sie mögen sich bereit halten, ihre Rückstände binnen 3 Monaten zu bezahlen, welcher Befehl Alle in Verzweiflung stürzte. Woher sollten sie das Geld nehmen? dieses war ja nach Brüssel gewandert, ihnen war nichts geblieben als ihre Kornvorräthe, wenn sie aber alle insgesammt das Getreide zum Verkauf ausboten, so erhielten sie dafür nur einen Spottpreis, weil der Werth durch den Uebermaß an Vorrath sehr tief herabgedrückt ward. Sie steckten die Köpfe zusammen und beriethen sich

darüber, wie sie sich aus dieser Verlegenheit heraushelfen sollten.

Einer der Pächter schuf endlich Rath. Er kannte den Prinzen als einen Mann, der für weibliche Schönheit niemals unempfindlich war, nebenbei aber wußte er auch, welch Liebhaber schönen und schmackhaften Obstes sein Lehnsherr sei. Es war ziemlich zeitig in der Jahreszeit, als er schon einige Bäume voll der schönsten Kirschen in seinem Garten hatte; schnell sammelte er von dem Obste so viel, um zwei Körbe anzufüllen und sandte damit beladen seine Tochter an den Prinzen, der eben mit seinen Gästen zu Tische saß. Das Mädchen nahte sich schüchtern dem Prinzen und überreichte das Obst dem ersten Kämmerling.

„Ein schmuckes Kind“, rief der Graf von Arenberg. „Hundert Goldgülden gäbe ich gerne dafür, wenn ich sie so sehen könnte, wie Adam Eva vor dem Sündenfall gesehen.“

„Und ich zweihundert“, rief Kuylemburg, vom Weine bedeutend erhitzt.

Die Cavaliere steigerten sich in ihren Anerbietungen, während der Prinz seinem Geheimschreiber einen Wink gab, so daß dieser sofort Aufzeichnungen in sein Taschenbuch machte. Nun befahl Oranien dem Mädchen, es möge die Kirschen im Banketsaale auf dem Fußboden ausleeren, und als auch dieses geschehen war, erhielt sie die Weisung, sich zu entkleiden und das Obst wieder aufzulesen und in die Körbe zu legen. Mit Wilhelm ließ sich nicht gut

scherzen und es half kein Sträuben und kein Weinen, sie mußte es thun, was ihr ihr Herr befohlen. Als sie vor allen Anwesenden, die in ihren Anerbietungen noch höher stiegen, das, was ihr befohlen worden, gethan, durfte sie sich wieder ankleiden und der Prinz wandte sich nun an seine Gäste, von denen er die Summen abforderte, die sie in ihrem Enthusiasmus der Bewunderung freiwillig angeboten hatten. Sie säumten auch nicht mit den Goldgülden hervorzurücken und es kam eine schöne runde Summe zusammen, die Wilhelm dem Mädchen zum Geschenke machte.

„Dies gehört Dir“, sagte er, als sie unter verschämten Knixen sich entfernen wollte. „Du magst Deinem Vater, der mir eine bedeutende Summe schuldet, so viel borgen, wie viel Du willst, denn ihm erlasse ich seine Abgaben nicht. Schreibe Dir dies hinters Ohr, meine schöne Dirne.“

Später besann er sich doch anders, denn er erließ dem Pächter die Abgaben.

Das Gerücht von dem Geschehenen hatte sich unter den Landbewohnern bald verbreitet und nun kamen jeden Tag schmucke Mädchen und junge Weiber zum Prinzen mit Bittgesuchen um Erlassung der Rückstände und der Prinz befand sich dabei nicht gar so übel, denn er wählte sich seine Schönen, wie sein verstorbener Souverain, Carl V. seligen Andenkens, es gethan hatte.

Die niederländer Landleute nahmen dem Prinzen diesen kleinen Exceß nicht nur nicht übel, sie waren für

ihn ganz und gar fanatisirt, und er erwarb sich durch seine Leutseligkeit die Herzen der Gesammtbevölkerung der Niederlande.

Während der Abwesenheit Wilhelm's von Brüssel war auch Margarethe von Parma vom Könige auf ihr eigenes Ansuchen von ihrem Posten entlassen worden, der Cardinal Granvella aber, gegen den die Erbitterung der Brüsseler eine viel größere war als gegen die Herzogin, da man wußte, wie er es war, der ihr zu allem Schlimmen rieth und auch den König durch lügenhafte Berichte gegen das Volk hetzte, wagte es nicht, bei Tage die Stadt zu verlassen. Er wechselte mit einem seiner Lakaie Kleider und ging bei Nacht aus Brüssel durch. Nachdem er mehre Stunden zu Fuß gemacht, kam er an einen Weiler, wo ihn seine vorausgesandten Diener mit einigen Maulthieren erwarteten, er hielt nicht länger an, als er nöthig hatte, ein Glas Wein zu trinken, dann ritt er der Grenze zu, die er mit vieler Mühe erreichte, um dann nach seiner Heimath zu ziehen.

In Brüssel herrschte mittlerweile eine Art Ruhe, die dem Zustande vollkommener Anarchie ziemlich ähnlich war. Die spanische Militärmacht, die die Herzogin zurückgelassen, war bedeutend genug, um einen allenfallsigen Angriff von Seiten des Volkes zurückschlagen zu können. Die Mannschaft blieb ein paar Tage ruhig in den Casematten, um des Herzogs von Toledo, des grausamen Alba, Ankunft zu erwarten. Dieser säumte auch nicht lange, sondern

rückte an der Spitze einer ziemlich starken Abtheilung neuer spanischer Truppen in der Hauptstadt ein.

Ehe es nun zum Aeußersten kam, hatte Wilhelm von Oranien versucht, als Vermittler zwischen Volk und Regierung zu handeln. Er that es, nicht so viel, weil er hoffte, daß es ihm gelingen könnte, durch Unterhandlungen etwas für das Volk zu gewinnen, sondern vielmehr, um Zeit zu haben, sich zu rüsten. Er schickte einen der geschicktesten Unterhändler, einen Italiener, den Verwandten des Cardinals Spada, nach Brüssel, damit dieser erfahre, wie die Witterung stehe. Dieser Mann ging zu Alba, sprach mit ihm und suchte ihm begreiflich zu machen, daß die Niederländer, im Falle sie in die Enge getrieben würden, bereit seien, den Schutz des deutschen Kaisers anzuflehen und in diesem Falle wäre es gewiß, daß sie von dort Succurs erhalten würden, da der Kaiser Maximilian seinem Vetter Philipp den Besitz der Niederlande ohnehin mißgönnte. „So?“ rief Alba aus. „Diese Schurken denken also wirklich an einen Abfall? Ich weiß, woher dies kommt, von Niemandem sonst, als von jenem gleißnerischen Oranien, der sich jetzt unter dem Landvolke beliebt zu machen sucht. Ich will den Niederländern sehr bald zeigen, daß sie mit einem Manne in Stahl, nicht aber mit einem Weibe im Seidenrocke zu thun haben. Nur den Verirrten wird verziehen, den Verschwörern niemals.“

Diese Aeußerungen Alba's waren zwar ziemlich unbestimmt, doch immer so, daß Niemand auf solche Grausamkeiten dachte, daß sie verübt werden würden, wie dies

später dennoch geschah. Der einzige Wilhelm errieth den Sinn der Worte und warnte in einem Briefe Egmont, er möge die Niederlande verlassen und nach England fliehen. Wirklich begaben sich sowohl Egmont wie Hoorn und Andere der ersten Personen vom Adel aus dem Lande und eilten vorerst nach Frankreich, als sie aber hörten, wie günstig sich der Herzog von Alba über sie geäußert und wie er sein Bedauern darüber ausgedrückt habe, Alles allein ohne Beihülfe der festesten Stützen der Krone, der Grafen Egmont und Hoorn, thun zu müssen, ließen sie sich verlocken, zurückzukehren und meldeten sich sofort bei ihm. Alba empfing sie auf das Freundlichste, stellte sie seinen Söhnen vor, lud sie zu sich an die Tafel und brachte sogar ihre Gesundheit aus, gleichzeitig schimpfte er über Wilhelm von Oranien, Brederode, Kuylemburg und die anderen Häupter der Geusen. Später drehte er das Gespräch auf leichtfertige Weise und befrug den Grafen Egmont um die Schönheit der niederländischen Damen.

„Ich wende mich an Euch, Graf Egmont", sagte er mit den Augen zwinkernd, „weil ich höre, daß Ihr bei den Damen eben so glücklich und unternehmend seid, wie im Felde."

Wenn Egmont durch nichts sonst eingeschläfert wurde, so war es diese Leichtfertigkeit im Tone des neuen Statthalters. Dieser nahm ihn nach Tische bei Seite und befrug ihn, um die Details der Orgie zu erfahren, die dem Geusenmahle gefolgt war. Egmont entgegnete, er wisse

nichts davon, da er gleich nach Tische fortgegangen. „Kennt Ihr Niemanden“, fuhr der Herzog fort, „der mir darüber Bescheid zu geben wüßte? Ihr Herren in den Niederlanden seid so glücklich, die Moden aus erster Hand von Frankreich herüber zu bekommen, während wir uns diese Gattung Vergnügen zufolge der strengen Sittlichkeit versagen müssen. Seid ein guter Kamerad, Egmont, zum Teufel, wir können's ja später beichten. Seht zu, daß ich eine ähnliche Unterhaltung zu sehen bekomme, wie diejenige im Palaste Kuylemburg's gewesen.

Egmont sprach mit einigen Freunden darüber, was ihm Alba gesagt und es gab einige leichtfertige Cavaliere, die, um sich bei dem neuen Statthalter einzuschmeicheln, ihm die schönsten Mädchen von Brüssel und einige sich in der Stadt aufhaltende Pariserinnen zuzuführen versprachen. Alba war ein Wüstling, doch war dies nur eine Nebenleidenschaft bei ihm. Selbst dies geschah Alles aus Berechnung, um seine Zwecke zu erreichen.

Er glaubte dadurch, wenn er seine Statthalterschaft mit einer Gasterei, die in eine Orgie auslief, begönne, das Mißtrauen des niederländischen Adels einschläfern und sie durch die Verbreitung der Nachricht von dem stattgefundenen Feste nach Brüssel locken zu können. Es fanden sich dennoch viel weniger Herren ein, als Alba anfangs gedacht hatte. Einer seiner Spione meldete ihm, ein Courier des Prinzen von Oranien sei angekommen, der an alle Notabilitäten von Brüssel Briefe gebracht habe, und vor einer Stunde habe man mehrere Männer

in Mänteln, die Hüte tief ins Gesicht gedrückt, theils zu Pferde, theils zu Fuß die Stadt verlassen sehen, so daß man annehmen dürfe, sie seien von Oranien vor einer Gefahr gewarnt worden und verließen deshalb die Stadt.

„Dafür sollen mir die Anwesenden büßen," rief Alba mit den Zähnen knirschend.

Während des Abendmahls war er etwas zerstreut und übellaunig, er beklagte sich über die Unhöflichkeit der niederländischen Cavaliere, die, obschon sie zu kommen versprochen, jetzt alle weggeblieben waren. „Dies soll aber das Fest nicht stören," meinte er, sich den Schnurrbart drehend.

Die Orgie wurde mit viel mehr Ausgelassenheit gefeiert, als jene war, die im Kuylemburg'schen Palaste stattgefunden hatte. Die wenigen übrig gebliebenen Niederländer schlichen sich nach und nach weg, nur die Spanier waren geblieben, sie ließen Egmont und Hoorn nicht aus den Augen und als diese, von Ekel ergriffen, sich ebenfalls entfernen wollten, gingen sie gerade ihrer Gefangennahme entgegen. Egmont wurde vom Hauptmann Sancho d'Avila arretirt, als er in die Vorhalle trat. Hoorn erfuhr ein ähnliches Schicksal.

Die Geschichtsschreiber, namentlich Schiller, geben die Arretirung der beiden Grafen in einer etwas verschiedenen Weise an. Es heißt, sie seien arretirt worden, als sie den Staatsrath verließen. Es ist allerdings richtig, daß die Versammlung bei Alba den Anschein vor dem Volke hatte, als habe sich der Staatsrath versammelt, es konnte auch nicht anders sein. Die Anwesenden waren wirklich zumeist

Mitglieder des Staatsraths und die Damen, die bei dem Mahle ebenfalls gegenwärtig waren, wurden durch den hinteren Theil des Gebäudes eingelassen. Alba war nicht nur ein grausamer Henker, er war noch vielmehr ein Gleißner.

Von der Hinrichtung der beiden Freiheitsmärtyrer der Niederlande will ich nichts sprechen, dieselbe geschah ohnehin öffentlich und sie ist in Schiller's „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande" ausführlich genug beschrieben. Ich habe nur hinzuzufügen, daß Alba sich auch solcher Weiber als Zeugen gegen die beiden Cavaliere bedient hat, die Egmont nur vom Sehen kannten und selbst mit Hoorn viel weniger intim waren, als sie selbst schändlich genug waren auszusagen. Eines dieser verworfenen Geschöpfe gab sich für jenes Bürgermädchen aus, dessen Liebesverhältniß mit Egmont seit mehren Jahren bestand. Sie wurde mit ihm jedoch nicht confrontirt und als man ihm ihr Zeugniß vorlas, rief er aus: „Dies konnte Klara nicht gesagt haben. Das Zeugniß ist gefälscht."

Auch Alba hatte es nur seinem Hange zu Ausschweifungen zu verdanken, daß er so wenig im Stande war auszurichten und von Wilhelm von Oranien Niederlagen erlitt. In einem der Gefechte, die aber entscheidender auf den Ausgang des Feldzuges eingriffen, als so manche viel mörderischere Schlacht es gethan haben würde, bei einem Sturme auf ein vereinsamt gelegenes Schloß, in welchem sich die Niederländer verschanzt hatten, drang Alba mit dem Säbel in der Faust bis an einen Verhau, als er das

Kreischen einer Mädchenstimme vernahm. Er deutete seinen Offizieren an, wo sie stürmen sollten, ging aber selber abseits, um zu sehen, wer den Schrei ausgestoßen. Die Stimme tönte noch immer, doch stets in größerer Entfernung, so daß es ihm schien, als müßte die Person von Jemandem geraubt werden. Er gab seinem Pferde Sporen und kam an einen Graben, hinter welchem er ein Mädchen mit einem bewaffneten Bauer ringen sah. Als er über den Graben setzen wollte, um die Bedrohte zu retten, feuerte der Bauer seine Pistole auf sein Pferd ab, dieses schlug sich über und ehe Alba sich unter demselben hervorwand, waren beide Ringenden verschwunden, er hörte nur ein schallendes Gelächter vor sich. Es war eine Kriegslist, die Wilhelm von Oranien ersonnen, der sich selber in dem Schlosse befand. Die kurze Zeit, während welcher Alba sich von dem Platze entfernte, hatte ihm genügt, um einen Reiter nach einem Gehöfte zu senden, wo sich ein Reservecorps befand und dieses an sich zu ziehen. Alba würde das Schloß erstürmt haben, doch nicht die Soldaten ohne ihrem Führer, den sie nirgends sahen und von dem sich das Gerücht verbreitete, er sei in einen Hinterhalt gefallen, weshalb auch einer der Capitäns mit einer Anzahl Reiter und Fußvolk zu seiner Aufsuchung ging. Mittlerweile war aber Oranien's Reserve angekommen und die im Schlosse befindliche Besatzung wagte einen Ausfall, der so glücklich ausfiel, daß die Spanier wichen und selbst als Alba wieder erschien, vermochte er sie nicht mehr zu sammeln, die Niederländer aber umschwärmten den Feind von allen

Seiten, so daß, wie oben erwähnt, dieses kleine Gefecht so viel werth war, wie eine Schlacht.

Oranien erhielt später auch Hilfe aus Frankreich und es gelang ihm, seine bis dahin undisciplinirte Armee, die größtentheils aus schlecht bewaffneten Bauern bestand, derart zu organisiren, daß er mit derselben auch größere Gefechte wagen durfte, während er anfangs sich nur darauf beschränkte, den Feind zu necken und nur damals anzugreifen, wenn er mit seinen Truppen in Uebermacht war.

Das Gefecht, von dem ich so eben erzählt, hatte für Alba auch sonst schlimme Folgen. Als er mit seinem Pferde stürzte, hatte er sich das linke Bein derart beschädigt, daß er weder stehen, noch viel weniger gehen konnte. Er wollte es forciren, in allen Gefechten gegenwärtig zu sein und ließ sich auf sein Roß heben, doch der Fuß schwoll dabei so an, daß er nach einem einstündigen Versuch, zu Pferde zu bleiben, es aufgeben mußte und sich auf sein Quartier bringen ließ.

Dieser Feldzug währte länger denn 13 Jahre. Die Niederländer, die den Krieg mit der Bildung des Geusenbundes angefangen und sich anfangs darauf beschränkt hatten, ihre von dem Vater Philipp's II., Carl V., verbrieften Rechte, ihre Nationalität und ihre Gewissensfreiheit zu vertheidigen, waren zuletzt dahin gekommen, für eine gänzliche Losreißung von Spanien zu kämpfen. Der Geusenbund, der zu einer Gattung undisciplinirter Partisanbande gesunken war und den Niederländern mehr schadete als nützte, löste sich endlich auf, Brederode und

einige andere Häupter derselben waren froh, das nackte Leben retten zu können und wurden wirklich dazu, was sie sich nannten, nämlich zu Bettlern.

Wilhelm von Oranien hatte bei der Auflösung des Geusenbundes einen großen Vortheil erlangt, denn erstens strömten alle aus der Geusenarmee flüchtigen Soldaten zu ihm und da sie doch im Kriegshandwerke bedeutende Erfahrungen gemacht, so war ein solcher Zuwachs nicht zu verachten. Wilhelm war klug genug, aus diesen Leuten nicht ein eigenes Corps zu bilden, sondern sie in seine übrigen Regimenter zu vertheilen und seinen Offizieren die größte Strenge gegen diese Leute einzuschärfen, denn sie waren ein unordentliches Gesindel, welches nur auf Plünderung ausging. Bei einer Gelegenheit ließ Wilhelm sieben solche Menschen hängen, weil sie in der Gegend von Delft in einen Meierhof eingebrochen, eine Müllerstochter genothzüchtigt und einige Schweine gestohlen hatten.

Unter den zum Tode Verurtheilten befand sich ein Mann, der Familie hatte. Sein Weib, seine Kinder und ein katholischer Priester, der Bruder des Verurtheilten, kamen zu Wilhelm, um für ihn Gnade zu erbitten, er wies sie jedoch mit ihrer Bitte ab. „Denkt an Delft", rief ihm das verzweifelnde Weib zu. „Denkt daran, wie Ihr so viele Menschen einer Stütze beraubt, nehmt Euch in Acht, daß das Land, welches Ihr so zu lieben vorgebt und von dem Ihr glaubt, es würde untergehen, wenn es Euch verlöre, nicht eben so um Euch weint, wie wir es um den Unglücklichen thun, den Ihr ein paar genommener

Schweine wegen hinrichten läßt.“ Der katholische Priester, der, nachdem er seinen ganzen Vorrath von Beredtsamkeit vergebens aufgeboten hatte, riß seine Schwägerin hinweg, doch war der Blick, den er dem Prinzen von Oranien zugeworfen, als er der Thür zuschritt, so drohend und durchbohrend, daß den Prinzen ein kalter Schauer überlief.

„Ich fürchte,“ sagte er zu den Umstehenden nach einer Weile, als die Bittenden sich entfernt hatten, „ich werde diesen Augen noch einmal begegnen und zwar im letzten Augenblicke meines Lebens. Wie Gott will! In seine Hände befehle ich meinen sündhaften Leib.“

Es waren übrigens noch viele Jahre verflossen, ehe Wilhelm an diesen Auftritt erinnert wurde.

Alba war von seiner Verwundung genesen und entwarf einen Feldzugsplan, der in jedem anderen Lande mit Erfolg gekrönt gewesen wäre, auch schonte er die spanischen Kassen nicht, um sich die besten Spione zu verschaffen. Gerade dies war aber sein größter Mißgriff. Die Spione waren entweder Spanier oder Niederländer oder aber Ausländer, meistens Weiber zweideutigen Rufes. Die Ersteren hatten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, denn sie wurden von den Feinden sehr bald erkannt, wenn nicht an ihrer Sprache, so doch an ihrem Aussehen, denn, wenn sie auch die flämische Sprache noch so vollkommen sprachen, konnten sie ihre braune Hautfarbe und den Typus ihres Gesichts, der so verschieden von dem der Flamänder ist, nicht verbergen und Oranien ließ sehr viele von ihnen erschießen oder hängen, so daß sich die Spanier für die Ehre,

von Alba als Kundschafter angestellt zu werden, bedankten und ihm geradezu sagten, wenn sie sich schon erschießen lassen müßten, so ziehen sie es vor, daß dies in einer Schlacht geschehe. Die einheimischen Spione aber brachten den Spaniern lügenhafte Berichte oder sie warnten ihre Landsleute vor der Annäherung eines feindlichen Corps. Endlich aber die Ausländer, namentlich die Weiber, sie dienten beiden kriegführenden Parteien und die Spanier konnten sich eben so wenig auf sie verlassen, wie es die Niederländer hätten thun können, wenn sie es ja wollten.

Der letzte Kunstgriff Alba's, um Oranien aus dem Wege zu räumen, war jener jesuitische, den man auch gegen Heinrich III. und IV. in Frankreich angewendet hatte, ihn durch Meuchelmörderhände in die andere Welt zu schicken. Alba hatte eine schöne Spanierin dazu auserfehen, die den Prinzen vergiften sollte. Also eine andere Judith oder Jael. Der Courtisane aber sank der Muth, als sie wahrnahm, wie man den Prinzen unter seinen Landsleuten liebte. Sie hatte zwar das Gift schon in den Trank gemischt, als sie ihn aber hinreichte und er das Glas an seine Lippen setzte, warf er ihr einen zärtlichen Blick zu und sah, wie sie dabei erzitterte. Er stellte das Glas auf den Tisch, ging an seinen Schrank, zog aus demselben einen Beutel mit Goldstücken hervor und gab ihn ihr. „Du hast die Ehre gehabt, an meiner Brust zu ruhen," rief er ihr zu, „dies rettet Dich vor dem Tode." Damit winkte er ihr, daß sie sein Gemach verlasse. Dies geschah zu Delft und er erinnerte sich an die Worte des Weibes,

die um das Leben ihres Gatten gebeten hatte. „Sonderbar," sprach er zu seinen Bekannten, „es ist jetzt zum zweiten Male, daß ich mich hier befinde und jedesmal bin ich so erschüttert worden, wie sonst noch niemals. Ich werde nicht mehr hierher zurück kommen."

Alba hatte die Niederlande schon längst verlassen und Alexander, Herzog von Parma, war an seine Stelle getreten. Der Krieg währte noch fort und Wilhelm von Oranien brachte der Zufall auch zum dritten Mal wieder nach Delft, wo er durch die Hand eines Meuchelmörders fiel. Seine sterbenden Augen begegneten jenen des katholischen Priesters, der ihn eben hierselbst mit seinem Anblicke so entsetzt hatte.

III.

Die Niederlande nach der Ermordung Wilhelm's des Schweigsamen. — Moritz von Oranien. — Sein Charakter, der sich in Widersprüchen mit sich selber äußert. — Sein Abenteuer in einem Gehöfte. — Die Wittwe Olden Barneveldt's und die Tochter Hugo Groot's. — Platonische Liebe des Erbstatthalters für die Letztere. — Fluchtversuch Hugo Groot's. — Franz und Moritz Groot. — Die Kiste. — Edelmuth des Erbstatthalters. — Freisprechung Hugo Groot's. — Die Wittwe Moritz Groot's wird Maitresse des Erbstatthalters. — Fräulein de Witt. — Unedles Benehmen des Prinzen Moritz.

Der unerwartete Tod des Prinzen von Oranien war für die Niederlande ein um so herberer Schlag, weil gerade zu derselben Zeit, als diese Ermordung stattfand, auch ein anderer empfindlicher Schlag die Patrioten getroffen hatte, der zwar nicht so unmittelbar in das Schicksal des Landes eingriff.

Der Herzog von Parma belagerte eben Antwerpen, welches von zwei detachirten Forts geschützt wurde. Eines derselben fiel in die Hände der Spanier, die es mit so viel Ungestüm und viel eher angegriffen hatten, als daß es von den Niederländern in Vertheidigungszustand ge-

setzt werden konnte. Der Fall dieses Forts siegelte das Loos Antwerpens, denn diese feste Stadt mußte sich endlich nach einer ziemlich lange währenden und wahrhaft heldenmüthigen Gegenwehr ergeben.

Trotzdem gab es in den Niederlanden keinen Menschen, der an der Sache des Vaterlandes verzweifelte, im Gegentheil, die Bauern sowie Städter zogen nun mit größerem Muthe und Todesverachtung in den Krieg; nicht nur Männer, sondern auch Weiber ergriffen die Waffen und nur zu oft siegte die Menge der Dreschflegel, der Sensen, Piken und Heugabeln über die Muskete und das Schwert. Man hätte beinahe geglaubt, es seien disciplinirte Soldaten, die ihre Uniformen abgelegt und in Bauernkitteln umher gingen. Die Bauern lernten es den regulären Truppen in der kürzesten Zeit ab, wie sie die Feuergewehre und namentlich die Kanonen handhaben sollten.

So kam es denn, daß der Patriotismus, die Ausdauer und die Zähigkeit der Flamänder den Sieg über spanische Tapferkeit und Disciplin davon trug. Die Elemente selber hatten mit den Niederländern ein Bündniß geschlossen und die Letzteren verstanden es vortrefflich, diese zu benutzen, die Deiche wurden durchgestochen und die Feinde wurden ausgetränkt; sehr Viele kamen dabei um's Leben, wenn sie von den Fluten überrascht wurden. Mit einem Worte, die Spanier kamen endlich zu der Ueberzeugung, daß wenn sie alle Schätze Peru's und Mexiko's und alles Blut Spaniens nach den Niederlanden brächten, um sie zu behalten, sie es nicht im Stande gewesen wären.

Die Niederlande hatten endlich ihre Unabhängigkeit ausgesprochen und verwandelten die bis dahin dort herrschende monarchische Regierungsform in eine Art von Republik, deren Verfassung in manchen Stücken der polnischen glich, denn auch ihr Staatsoberhaupt stand über die übrige Regierung und seine Würde war nicht nur eine lebenslängliche, sondern sogar eine erbliche. Diese Republik führte die Benennung von „Generalstaaten" und wurde später auch unter derjenigen der „Vereinigten Niederlande" ebenfalls bekannt. Das Staatsoberhaupt nannten die Niederländer den „Erbstatthalter", weil diese Würde erblich bei der Familie der Prinzen von Oranien belassen wurde.

Einer der tüchtigsten Staatsmänner und in seiner Art beinahe eben so groß wie Wilhelm der Schweigsame, war Moritz von Oranien, ein Mensch, in dem die Tugenden und Laster ein so sonderbares Gemengsel bildeten, wie dies bei keinem anderen Staatsmanne und Regenten in diesem Maße jemals der Fall war, höchstens daß Alkibiades in dieser Beziehung mit ihm verglichen werden kann. Das Sonderbarste in seinem Charakter war eben, daß er gerade diejenigen Fehler besaß, die mit den Tugenden, die ihm eigen waren, im stärksten Contraste standen. Das von mir zu Anfang dieses Bandes erwähnte Buch, welches ich dem Sohne des Harlemer Tulpenhändlers abkaufte, malt seinen Charakter mit viel Ausführlichkeit, und da ich den Styl desselben zu altmodisch finde, so citire ich die Stellen nicht ganz Wort für Wort, sondern mit meiner eigenen Schreib-

weise, die doch — wenigstens mir — etwas besser zu sein scheint.

Moritz von Oranien war in eben dem Maße hochmüthig, wie er andererseits sehr herzlich und leutselig sein konnte. Diese Herzlichkeit war bei ihm nicht gekünstelt, sondern wurzelte in seiner Natur. Er ließ seinen Hochmuth nur dann vorherrschen, wenn man fordernd gegen ihn auftrat, dann war er beinahe unausstehlich. Dies konnte man am ehesten bemerken, wenn er die Gesandten fremder Mächte bei sich empfing, oder wenn Deputationen und Abgeordnete der Generalstaaten zu ihm kamen. Er war unter allen Regenten der stolzeste, sodaß man von ihm sagte, er würde selbst dem Könige von Spanien den Vortritt streitig zu machen suchen, weil er von einer älteren Familie stammte, als die Habsburger, Bourbons und Plantagenets. Er ging in seinem Ahnenstolz so weit, daß er ein Buch schrieb, in welchem eine Zusammenstellung aller hochadeligen Familien Europa's enthalten war und er fand nur Viere, deren Adel älter war als der seinige, der der italienischen Familien Malespina und Frangipani, der kroatischen Zriny und der deutschen Stubenberg, die ihren Ursprung auf mehr denn anderthalb Jahrtausende zurück auszuweisen im Stande waren.

Mit diesem Hochmuth stand seine Leutseligkeit und Herzlichkeit in schroffstem Widerspruch. Er besuchte die Schiffswerfte und speiste mit den Handwerkern und Zimmerleuten, spielte mit ihren Kindern blinde Kuh, rannte mit den Jungen um die Wette, ließ sie über sich springen und

conversirte oft Stunden lang mit den Bauern oder anderem gemeinen Volke. Die Leute genirten sich sogar nicht vor ihm, daß sie sitzen blieben, wenn er in ihre Stube eintrat und er schmauchte mit ihnen Taback.

Alles dies that er übrigens deshalb, weil bei ihm die Wißbegierde bis zu einer Art krankhafter Leidenschaft sich entfaltete und er nur dann von diesen Leuten etwas zu lernen hoffte, wenn er sich mit ihnen ganz und gar gleich stellte. Es fiel ihm durchaus nicht schwer, mit ihnen einen gleichen Ton anzustimmen, weil dieser ihm so zu sagen wie angeboren schien und er vergaß sich sogar in gewählter Gesellschaft, da er zuweilen das schauderhafteste flämische Patois sprach.

Mit dieser Wißbegierde stand auch seine Eitelkeit in Streit. Er bildete sich ein, er sei der größte Gelehrte in den Generalstaaten und er konnte es Hugo Groot niemals verzeihen, daß er in einem Streite Recht über ihn behalten und es durch historische Data bewiesen hatte, daß sich der Erbstatthalter irrte. Aus dieser Eitelkeit entsproß auch sein Neid, denn er konnte Nichts über sich dulden.

Eben so stark war in ihm der Contrast zwischen Geiz und Freigebigkeit. Zuweilen schenkte er mit vollen Händen, es mußte aber aus eigenem Antriebe kommen, er litt es nicht, daß man von ihm forderte und Bettler waren in seinen Augen die verächtlichsten Menschen.

Nicht anders war er mit sich im Widerspruche in Religionsaffairen. Er forderte von seiner Umgebung die strengste Religiosität und ließ einen Soldaten, der einen

garstigen Fluch gegen Christus ausgestoßen, die Zunge mit einem glühenden Drahte durchstechen, er selbst aber war der größte Freidenker seiner Zeit, der, wenn man vor ihm Stellen aus dem Evangelium citirte, spöttisch lächelte und bemerkte, die Religion, die Plato und Sokrates aufgestellt, sei viel mehr aussprechend und der Natur der Menschheit angepaßt, als die christliche.

In Bezug auf Sinnlichkeit war Moritz ein Sonderling. Er vermochte acht Tage hindurch bei trockenem Brode zu leben, wenn er aber nicht im Felde war, dann konnte ihm kein Koch gut genug kochen und sein Lebensunterhalt kostete ihm viel. Er war Feinschmecker zugleich und ein Nimmersatt, so daß er sich nur zu oft den Magen überlud und einmal sogar gefährlich erkrankte. Er hatte sich eine Magenentzündung zugezogen und litt fürchterliche Schmerzen; damals legte er ein Gelübde ab, in der Zukunft mäßiger sein zu wollen, er hielt aber nicht Wort, sondern suchte sich an vieles Essen zu gewöhnen.

Eben so war er zuweilen sehr träge und wenn er es hätte thun können, so würde er niemals vor Mittagszeit aus dem Bette gestiegen sein, da ihn aber die Staatsgeschäfte zu sehr in Anspruch nahmen, stand er täglich um 5 Uhr des Morgens auf und legte sich niemals vor Mitternacht zu Bette. Bei einer Gelegenheit, es war während des Krieges gegen Spanien, legte er sich vier volle Monate nicht zu Bette, sondern schlief angekleidet mit dem Schwerte an der Seite in einem Lehnstuhl; er konnte sogar vier bis

fünf Nächte hintereinander munter bleiben, ohne auch nur eine Minute zu schlafen.

Am auffallendsten war aber bei ihm sein Naturell in Liebesaffairen. Er vereinigte in sich die Eigenschaften eines leichtsinnigen gewissenlosen Lovelace, mit der Hingebung und Schwärmerei eines Ritters Toggenburg. So prosaisch und beinahe cynisch er in mancher Beziehung in seinen Aeußerungen über die Liebe war, so hielt er doch sehr auf den moralischen Lebenswandel einer Dame und war der strengste Richter, wenn es einen Fehltritt zu beurtheilen gab.

War es Laune oder Inconsequenz in seinen Ansichten und Grundsätzen, die ihn aus einem Extrem ins andere schleuderte? Dies wäre schwer zu erklären und ich maße mir nicht an, dieses menschlichen Sphinx Oedipus sein zu wollen, ziehe es lieber vor, einige Episoden aus seinem Leben, die ich dem kürzlich erwähnten Buche entlehnt, mitzutheilen, da diese am besten in meine Scandalgeschichten passen.

Moritz war einmal auf seiner Durchreise nach dem Haag von einem sehr heftigen Regen überrascht worden. Die nächste Zufluchtsstätte, die sich ihm bot, war ein Gehöft in der nächsten Nähe an einem Kanal. Er ritt in Begleitung des Herrn von Arschot und eines Pagen, Namens Backhuysen, dahin zu. Der Letztere seiner Begleiter machte ein sehr verwundertes Gesicht, als ein altes Mütterchen das Thor öffnete, um die drei Reiter einzulassen.

Moritz von Oranien bemerkte die Veränderung in den Zügen des jungen Menschen.

„Was giebt's?“ sprach er zu ihm, „kennst Du vielleicht diesen Ort?“

„Den Ort wohl nicht, doch die Person, die Euer Gnaden eingelassen,“ war des Pagen Antwort.

„Wer ist sie denn? Ich will es wissen. Sind die Leute mir hier vielleicht feind?“

„Wenn Euer Hoheit die Frau kennten, kehrten Sie sogleich um, selbst in diesem Unwetter.“

„Schwätzer! Willst Du mir endlich ihren Namen nennen?“ frug Moritz.

„Es ist die Wittwe des auf Euer Hoheit Befehl hingerichteten Olden Barneveldt.“

„Glaubst Du, daß sie mich kennt?“ frug der Prinz mit leiser Stimme.

„Sie war zur Zeit der Hinrichtung ihres Gatten in Gorkum auf Besuch der Groot's. Sie wußte nicht einmal davon und erfuhr es nur später, da die Verurtheilung und Hinrichtung über Hals und Kopf geschah.

„Ich glaube nicht, daß sie mich kennt. Du wirst mich hier den Ritter Van der Meeren nennen.“

Alles dies wurde in leiser Stimme im Stalle gesprochen, wohin die Reiter ihre Pferde geführt hatten.

Die Wittwe Olden Barneveldt's, jenes Mannes, an dem Moritz von Oranien die schreiendste Ungerechtigkeit begangen, wie das Volk an den beiden de Witt — empfing den Ritter Van der Meeren — wie sich Moritz ihr vor=

stellte — und seine beiden Begleiter mit jener Herzlichkeit, wie man sie in unserer Zeit nur selten und höchstens auf dem Lande finden kann. Sie trug noch immer die Abzeichen der Trauer in ihren Kleidungsstücken und es war auch sonst an ihr wahrzunehmen, daß sie den Verlust, den sie erlitten, noch immer fühlte und den Schmerz nicht zu verwinden vermochte. Moritz von Oranien war von dieser würdevollen stummen Trauer bis in's Innerste seiner Seele erschüttert, er dachte sich, wie diese Frau ihn aus dem Grund ihres Herzens verwünschen mußte.

Während des Abendmahls trat noch ein anderes weibliches Wesen ein, welches von der Hausfrau als Tochter des zu Gorkum gefangenen Hugo Groot ihrem Gaste vorgestellt wurde. Wie sonderbar, mußte sich Moritz gedacht haben, daß ihn der Zufall mit der Wittwe des einen und der Tochter des anderen seiner Opfer zusammengebracht hatte. Als die junge Dame den fremden Gast erblickte, fuhr sie zurück und rief mit erschrockener Stimme: „Hah, der Statthalter!" aus. Moritz hatte das Mädchen niemals gesehen, sie mußte ihn also aus einem Porträt gekannt haben, oder sollte sie ihn irgendwo auf der Straße gesehen haben, ohne daß er davon wußte? Er versuchte es, sie noch weiter zu täuschen, zumal als er bemerkte, wie ihn die Wittwe Olden Barneveldt's betroffen anblickte.

„Ihr irrt, schönes Fräulein, ich bin nicht der Statthalter, so viel Aehnlichkeit Sie auch in meinen Zügen mit den seinigen wahrnehmen. Mein Name ist van der Meeren", sagte Moritz, „und mein Freund Arschot mag als

mein Bürge gelten. Sein Name ist Ihnen doch bekannt?"

Arschot hatte Moritz sofort begriffen und bestätigte das, was der Erbstatthalter gesagt. Die Tochter des berühmten Philosophen und Staatsmannes fing an, den Worten der beiden Herren Glauben zu schenken und wurde bald vertraulicher mit ihnen. Er frug sie, ob sie den Statthalter aus seinem Bildnisse kenne, oder ob sie ihn wirklich irgendwo gesehen. Die Dame entgegnete, sie habe den Statthalter ein einziges Mal und auch damals in voller Rüstung, so wie auch nur in größerer Entfernung gesehen, als daß sie behaupten könnte, er sehe dem Ritter van der Meeren gleich, doch habe ihr ihr Bräutigam Moritz Groot, Capitän in Diensten des Erbstatthalters, sein Bildniß gezeigt und sie erinnerte sich dessen sehr gut, diesem sehe der Ritter gleich.

„Moritz Groot ist Ihr Bräutigam? Er ist zugleich Ihr Vetter, nicht wahr?" frug der Prinz.

„Er ist der Sohn eines Vetters meines Vaters, folglich im vierten Grade verwandt."

„Ich kenne ihn, er ist ein braver Offizier und genießt das volle Vertrauen des Erbstatthalters," sagte Moritz. „Schade, daß Ihr Vater mit dem Prinzen uneins geworden. Die Grundsätze und die Politik des alten Herren passen nicht für die Gegenwart und auch nicht für unser Vaterland. Ich hoffe jedoch, Ihnen bald die erfreuliche Nachricht seiner Freisprechung bringen zu können."

„Vielleicht in der Weise, wie man der Wittwe Barne-

veldt's die Freisprechung ihres Gatten versprochen hat," sagte die Wittwe des Hingerichteten, sich in's Gespräch mischend.

„Diese wäre auch erfolgt, hätte Barneveldt nicht noch aus dem Gefängnisse mit den Feinden des Vaterlandes einen verrätherischen Briefwechsel unterhalten," sagte der Prinz und erzählte den Damen, auf welche Weise der Prinz in den Besitz compromittirender Schriften gekommen, die er dem Gerichtshofe vorlegte, worauf dann das Todesurtheil gefällt worden war.

Der Prinz sprach in so unbefangener Weise mit den Damen und er verstand es, die Politik der Regierung so gut zu vertheidigen, daß er sie endlich von der Gerechtigkeit und Weisheit derselben überzeugte. Er war auch sonst sehr liebenswürdig und versprach der Tochter Groot's seine Verwendung bei dem Erbstatthalter, endlich verbürgte er sich dafür, daß man alle gerechten Bitten des Gefangenen und seiner Familie erfüllen werde.

Eine dieser Bitten bestand darin, daß man ihm seine Bücher zuschickte und eine Kiste mit einer Menge Schriften, die Hugo Groot nach England schicken wollte, aus dem Gefängnisse nach Rotterdam passiren lasse. Diese Schriften enthielten nichts als Familienakten über einen Prozeß, den die Gattin des Gefangenen in England führte und da der Prozeß über eine hohe Summe geführt wurde, so sei es von äußerster Wichtigkeit, die nöthigen Dokumente je bälder nach London zu liefern.

Der Erbstatthalter versprach Alles zu thun und sogar

das, daß die Kiste mit den Schriften weder in Gorkum selbst, noch in Rotterdam, wo sie eingeschifft werden sollte, geöffnet und untersucht würde, so daß die Tochter ganz glücklich war, ihrem Vater dies melden zu können.

Der Prinz hatte sich in das Mädchen ganz und gar verliebt und der Eindruck, den er auf sie gemacht hatte, war auch kein geringer. Sie liebte ihren Vetter und Bräutigam nicht so, wie Verliebte zu lieben pflegen. Er war der erste Mann, der ihr den Hof machte und ihr Aufmerksamkeiten erwies, diese Aufmerksamkeiten waren aber von so alltäglicher Natur, daß sie nicht im Stande waren, eine heftigere Flamme in ihr zu entzünden.

Als sie zu ihrem Vater nach Gorkum zurückkam, erzählte sie ihm ihre Begegnung mit dem Ritter van der Meeren und beschrieb ihn ziemlich ausführlich.

„Du irrst, meine Tochter. Ein Ritter van der Meeren existirt nicht,“ klärte sie ihr Vater auf, „wenigstens kein solcher, wie Du ihn beschreibst. Es war niemand sonst, als der Statthalter selbst. Hüte Dich vor den Schlingen, die er Dir stellt, denn er ist der gewissenloseste Verführer, den es jemals gegeben und wehe uns, daß er Dich gesehen, denn er wird Dich als Preis meiner Befreiung fordern, ich aber bin entschlossen, mich lieber an den Richtplatz führen zu lassen, als in Deine Schande zu willigen. Es ist schon ein Unglück, daß ich für Deinen Bräutigam, meinen Eidam, nicht jene Liebe fühlen kann, wie es ein anderer Schwiegervater für den Gatten seines Kindes sonst zu thun pflegt, denn auch er dient dem Despoten, der um kein Haar besser

ist, als unsere ehemaligen Unterdrücker, die Spanier. Ich verbiete Dir fortan, Moritz von Oranien zu sehen, ja auch nur an ihn zu denken."

Es ist beinahe nur zu gewiß, daß es nichts Schlimmeres gibt, als den jungen Leuten das Denken an Personen zu verbieten, die ihnen gefallen. Je mehr sie es versuchen, diesem Befehl zu gehorchen, desto gewisser ist es, daß es ihnen mißlingt. So war es auch der Fall bei Groot's Tochter. Sie übertrat das Gebot des Vaters schon dadurch, daß sie an den Prinzen dachte. Nach einem Uebertreten folgt gewöhnlich ein zweites, und so ging es endlich bis dahin, daß sie sogar Dinge that, die ihr gar nicht verboten worden waren, es aber gewiß gewesen wären, wenn ihre Eltern davon wußten.

Moritz kam zu widerholten Malen in die Nähe des Gefängnisses und hatte mit dem Mädchen seine Stelldicheins. Seine Liebe für sie aber war von so reiner Natur, daß er sich in seinen Gefühlen ganz und gar nicht mehr erkannte. Das Mädchen war so hingebend, daß es ganz an ihm lag, ihre Schwäche zu mißbrauchen, er that es aber nicht.

Mittlerweile kamen die gewünschten Bücher für den Gefangenen an und die Kiste mit den Schriften sollte nach Rotterdam expedirt werden. Diese Kiste war aber nicht mit Schriften bepackt, sondern diente zu einem Fluchtversuche Groot's aus der Festung. Sein Sohn Franz war als Schiffer verkleidet dahin gekommen und half beim Verladen der Kiste auf das Boot, auf welchem sie nach

Rotterdam gebracht werden sollte. Moritz Groot, der Bräutigam, kam ebenfalls dahin, da er gerade seine Runde machte, weil ihr der Statthalter vor Kurzem zum Commandanten des Platzes ernannt hatte. Der Statthalter hatte es nämlich geahnt, daß in der Kiste keine Schriften enthalten seien und dachte, man wolle Hugo Groot entfliehen lassen; eben deshalb stellte er einen Mann als Platzcommandanten auf, von dem er sich dachte, er würde dabei ein Auge zudrücken. Dem Prinzen lag viel mehr daran, Groot aus dem Lande geschafft zu sehen, als mit ihm so verfahren zu müssen, wie er es mit Olden Barneveldt gethan hatte, er hätte es dennoch thun müssen, weil dieselben Schriften, die Olden Barneveldt auf's Schaffot gebracht hatten, auch Groot schwer compromittirten.

Während des Verladens der Kiste hatten die Schiffer dieselbe einmal so ungeschickt gestellt, daß Groot mit dem Kopf nach abwärts zu liegen kam, und ihm diese unbequeme Lage ein Stöhnen erpreßte. Ein Soldat hatte es gehört und schlug Lärm. „Der Gefangene aus der Festung will entwischen!" rief er, und ehe die Leute es hindern konnten, hatte er mit seiner Hellebarde den Deckel gesprengt und Groot kam zum Vorschein. Dieser überhäufte seinen zukünftigen Eidam mit Vorwürfen, nannte ihn seinen Mörder und einen Verräther, die Schiffsleute aber, von Franz Groot aufgehetzt, warfen sich auf die Soldaten und es würde sich unter ihnen eine blutige Rauferei entsponnen haben, wenn Moritz von Oranien, der gerade an diesen Abend mit seiner Geliebten ein Stell-

dichein verabredet hatte, nicht hinzugekommen wäre. Er flößte jedermann, zumal durch seinen außerordentlichen persönlichen Muth, den größten Respect ein. Er nahm Groot bei Seite und indem er ihm einige Papiere in die Hände gab, flüsterte er ihm zu: „Dies sind die Briefe, die bis jetzt Niemand als Ihr und ich kennen. Vernichtet sie und seid auf ein scharfes Verhör gefaßt.“ Worauf er sich entfernte.

Groot wußte sehr gut, daß es nur die Briefe waren, die er vom Prinzen erhalten, die ihn compromittiren konnten; als er sie vernichtet hatte, war er beruhigt; er wurde auch nach geschehenem Verhör wegen Mangel an Beweisen von jeder Schuld an der Theilnahme eines Complots gegen das Vaterland freigesprochen und aus seiner Haft entlassen.

Die Gattin des Majors — später Obersten — Moritz Groot konnte es aber dem Statthalter niemals vergessen, wie edelmüthig er sich gegen sie benommen. Ihre Ehe war von keiner langen Dauer, denn ihr Gatte fiel etwa anderthalb Jahre nach seiner Trauung in einem Gefechte gegen die Spanier und Moritz von Oranien gab sich jede erdenkliche Mühe, sie zu trösten.

Viel weniger edelmüthig benahm sich der Prinz gegen ein anderes junges Mädchen, die Tochter Sebaldus de Witt's, eines Verwandten der beiden vom Volke so schlimm behandelten Brüder Johann und Cornel de Witt. Sie war mit einem sehr reichen Cavalier, Ulrich Marnix de St. Aldegonde, den Enkel des berühmten Bürgermeisters von

Antwerpen, verlobt. Verführt von den Schmeicheleien, der Galanterie und der hohen Stellung des Erbstatthalters, hatte sie sich in einem Augenblicke der Schwäche ihm ergeben und wurde seine erklärte Maitresse. Dies trug sich gleich vor der Bekanntschaft des Prinzen mit der Tochter Groot's zu. Er wurde des Fräuleins de Witt überdrüssig und ließ ihr bedeuten, sie möge sich um einen andern Herrn umsehen, den sie den Abtrag ihrer Reize hinschenken könnte. Die Dame nahm sich diese Treulosigkeit des Mannes, dem sie ihr Theuerstes geopfert, so sehr zum Herzen, daß sie darüber wahnsinnig wurde.

Als Moritz die Nachricht von ihrem Wahnsinne hörte, lachte er hell auf und sagte: „sie sei wahnwitzig gewesen, als sie sich eingebildet, ein Mann, zumal wenn er den Namen Moritz von Oranien führt, würde sich für ewig von einem Weibe fesseln lassen.“ Und dennoch war es so, denn die Dame Groot hatte ihn bis an sein Lebensende gefesselt.

IV.

Ludwig Bonaparte, nachheriger König von Holland. — Seine Brüder. — Seine Gattin, die schöne Hortense. — Ihre Verehrung und Liebe für Napoleon I. — Ihr sonderbares Anliegen an ihn. — Ihre Bücher. — Ihr Wachsfigurencabinet. — Aufführung plastischer Scenen. — Hortense und der General Flahaut hinter der vergitterten Loge. — Hortense's Verzweiflung, als sie Napoleon's Sturz vernimmt. — Ludwig nimmt den Titel eines Herzogs von St. Leu an und zieht nach Italien. — Hortense in Arenenberg. — Ihre letzte Liebschaft. — Vilardo. — Sein Ende.

Meine Leser werden in den drei vorhergehenden Abschnitten das Großartige in den Scandalen vielleicht vermißt haben, die in jenen anderer Länder so stark hervortreten. Daß eine hohe Dame, wie Margarethe von Parma, einen Cardinal und einen Grafen zum Geliebten gehabt, ist doch nicht so arg wie das, was von ihrer Namensverwandten von Navarra, von Lucrezia Borgia und anderen hohen Damen gesagt wurde. Daß sie sich an Egmont dadurch rächte, daß sie ihn bei dem König anschwärzte, ist natürlich. Daß die beiden Prinzen von

Oranien, Wilhelm der Schweigsame und Moritz, auch keine Tugendhelden und Werther waren, kann ihnen eben so wenig übel genommen werden, wie die flotten Streiche eines Franz I. von Frankreich und Carl I. von Spanien oder Carl II. Stuart, höchstens, daß wir eine Ausnahme bei dem letzten von mir erwähnten Falle — des Erbstatthalters mit Fräulein de Witt machen, gegen die er sich schändlich benommen. Endlich finde ich nichts Besonderes über den anderen Wilhelm — in England unter dem Namen Wilhelm IV. bekannt — zu schreiben, ich habe seiner schon im dritten Theile meiner Scandalgeschichten (England III. Theil) erwähnt und es ist besser, wenn ich ihn hier übergehe.

Das gegenwärtige Jahrhundert ist eines, welches man auch das der schnellen dynastischen Wechsel nennen dürfte, denn in keinem der vergangenen Jahrhunderte hat es so viele Dynastiewechsel gegeben. Ich weise nur auf Griechenland, Italien, Belgien, selbst Deutschland, auf Spanien und Portugal, in gewisser Beziehung auch auf England hin, wo der Dynastie Hannover die Dynastie Coburg substituirt wurde, ohne daß man bestimmt wüßte, ob die Nachkommen Victoria's und Albert's sich zu der väterlichen oder mütterlichen Linie rechnen würden. In Oesterreich fand dasselbe statt, als die Habsburg'sche männliche Linie ausstarb und die Lothringen folgten, der Unterschied ist jedoch ein wesentlicher, insofern Franz I. von Lothringen nicht bloß Gatte der Kaiserin-Königin Maria Theresia, wie Albert derjenige Victoria's, sondern selber wirklich auch Kaiser war.

Dieser sehr häufige und schnelle Dynastiewechsel rührt eigentlich von Napoleon I. her, der, um sich auf dem Throne von Frankreich zu erhalten, entweder in dieser oder jener Weise die Oberherrschaft oder wenigstens das Protectorat über Europa führen wollte. Deshalb besetzte er viele Throne mit seinen Brüdern, Verwandten und Freunden, oder suchte mit den übrigen Höfen in eine verwandtschaftliche Verbindung zu treten, wie mit Bayern, Baden, Oesterreich u. s. w.

So sehr er sich auch bemühte, alle Höfe nach seiner Pfeife marschiren zu lassen, so gelang es ihm doch nicht. Erstens, weil die Alliirten, die er sich durch Ehen oder Verwandtschaften, Verschwägerungen gewonnen hatte, ihm niemals recht treu waren, zweitens, weil die Leute, die er mit der Proconsulschaft über die eroberten Länder betraute, nicht jene Energie besaßen wie er, um seine Pläne durchzuführen oder wenigstens ihm in der Durchführung nicht hinderlich zu sein.

Wenn man bedenkt, wie klug es Napoleon ausgesonnen hatte, um sich in Frankreich zu befestigen und seine Dynastie für ewig zu begründen, muß man seinem Genie Achtung zollen. Er hatte Deutschland durch den Rheinbund, unter dessen Mitgliedern es mehre gab, die mit ihm durch Schwagerschaften verbunden waren, und die Gründung eines Königreichs Westfalen, beinahe ganz auf seiner Seite und nur das einzige Preußen blieb standhaft gegen ihn, es bekämpfte ihn und die Franzosen von Beginn der Revolution an bis zur Schlacht bei Waterloo. An Oester-

reich fesselten ihn auch sehr enge Bande, da er eine österreichische Prinzessin zur Gattin nahm, in Italien hatte er in zwei sehr nahestehenden Verwandten (den König von Neapel anfangs sein Bruder Joseph, später Joachim Murat und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais in Oberitalien), endlich auch in Spanien, den ehemaligen König von Neapel, mächtige Alliirte, wenn sie es verstanden, die Liebe jenes Volkes zu gewinnen, welches sie regierten, dies war aber nicht der Fall. Weder Joseph, noch Ludwig oder Jerome waren Menschen von Energie, es ist beinahe unbegreiflich, wie sich diese Brüder so wenig glichen. Derjenige, dessen Charakter ziemlich am meisten dem Charakter des Kaisers glich, war Lucian Bonaparte, doch fehlte es ihm an Willen, sich in Staatsaffairen hinein zu mischen, er machte eine andere Combination und zog sich von seinem Bruder und allen Staatsgeschäften zurück.

Unter allen Brüdern war Ludwig vielleicht derjenige, der am wenigsten Energie besaß. Er hatte nicht einmal die Energie des Verweigerns, die Lucian nicht fehlte. Auch diesem wollte sein Bruder ein Königreich aufzwängen — er war von ihm, ehe Joseph dahin kam, zum König von Neapel bestimmt, Murat erhielt es bekanntlich erst, nachdem der Kaiser die Bourbons aus Spanien eben so verjagt hatte wie aus Italien, Lucian aber nahm diese Würde nicht an. Es ist sehr zweifelhaft, ob die übrigen Brüder — zumal Joseph und Ludwig, sie angenommen haben würden, wenn sie von ihren Weibern nicht dazu gedrängt worden wären, Jerome aber nahm die Regierung von

Westphalen über, wie er das Commando eines Armeecorps übernommen haben würde, blos deshalb, weil es ihm sein Bruder, den Jerome sehr achtete, übergeben hatte.

Ludwig ging demnach nach dem Haag mit seiner Gattin Hortense, der berühmten Schönheit, die sich aber noch für schöner, geistreicher und liebenswürdiger hielt, als sie wirklich war. Ebenso hielt sie sich für eine große Musikerin, weil sie ein sehr leichtes Lied, das „partant pour la Syrie“ componirt hatte. Sie soll dieses Lied noch als junges Mädchen gemacht haben, zu jener Zeit, als Napoleon noch Consul gewesen und den Feldzug nach Egypten unternommen hatte; der „jeune and vaillant Dunois“ ist eben Niemand sonst als Napoleon I.

Hortense war noch als kleines Mädchen eine Vergöttererin Napoleon's. Sie war blühend schön und Napoleon scherzte gerne mit ihr, sie aber gerieth ganz außer sich, wenn er nur an sie anstreifte. Es ist demnach nicht zu wundern, daß er für sie Augen hatte, als er wahrnahm, wie sie ihm auf halbem Wege entgegen ging. In den Memoiren Fanny Edgeworth's, die ich im achten Bande meiner Scandalgeschichten angeführt, wird behauptet, Ludwig habe an Hortense keine unbetastete Blume erhalten. Napoleon stand mit der Verfasserin dieser Memoiren, seiner Maitresse, so gut, daß es gar nichts gab, worüber er mit ihr nicht sprach, und da er überhaupt sehr cynisch in seinen Gesinnungen bezüglich des Umgangs mit Frauen war, so erzählte er ihr, wie sich ihm Hortense schon in ihrem 14. Jahre selber angeboten, er aber war gewissenlos

genug, um, anstatt das Mädchen durch vernunftgemäße Lehren vom Wege des Lasters abzulenken, sie noch weiter darauf zu führen.

Hortense hatte erst später, als sie sich verheirathet, eingesehen, daß sie mit ihren Liebesbezeugungen nicht gerade haushälterisch zu sein brauchte. Ihr Gatte war so einfältig oder tolerant, daß er nichts sagte, als er wahrnahm, wie er nicht der Erste war, der von ihr mit Liebe beglückt worden, sie dachte, er würde weder sich selbst die Haare ausraufen, noch ihr eine Scene machen, wenn sie auch andere Männer schön fände, weshalb sollte sie sich denn kasteien?

Napoleon selber besuchte sie zu wiederholten Malen, und als sie ihn einmal in sehr guter Laune fand, richtete sie an ihn eine sehr sonderbare Bitte, die Napoleon ganz betroffen machte.

„Wie kannst Du so etwas von mir verlangen, und weiß ich, wo sich das Buch vorfinden läßt. Es ist sogar von Robespierre verboten worden, der davon gesagt, es sei ein Verbrechen gegen die Menschheit, ein solches Buch zu schreiben", entgegnete Napoleon.

„Mich wird es doch nicht verderben, ich bin verheirathet, mir sind solche Dinge nicht fremd."

„Ich will sehen, daß ich es Dir schaffe. Nun, gut, daß es mir einfällt, man wird es hier oder in Amsterdam noch leichter schaffen, als in Frankreich. Die Verkäufer, die einen Wink erhalten hatten, daß dieses Buch confiscirt werden sollte — St. Just hatte es ihnen gesteckt — schickten

die Exemplare nach Holland an ihre hiesigen Agenten und Geschäftsfreunde. Ich will mich erkundigen lassen und wenn ich es erhalte, bringe ich's Dir, Du wirst mir dann daraus vorlesen", setzte er lachend dazu, und nachdem er ihr einen Kuß gegeben, entfernte er sich.

Das von Hortense so sehnlich geforderte Buch war des berüchtigten Marquis de Sade obscöner Roman: „Justine und Juliette, oder die Gefahren der Tugend und die Wonne des Lasters." Der Titel wird selbst dem Uneingeweihten genug sagen. Man muß aber dieses Buch lesen, um beurtheilen zu können, wie weit sich die menschliche Phantasie verirren kann im Ersinnen der haarsträubendsten Ausschweifungen, und trotzdem ist es gewiß, daß es nichts so Fürchterliches geben kann, was von den Menschen nicht schon entweder nachgeahmt worden, oder es hatte schon existirt, und der Marquis de Sade that nichts, als es lebhaft darzustellen. Erinnern wir uns nur an die Schändlichkeiten einer Cleopatra, Messalina, Agrippina, Irene, Brunhilde, Fredegonde, Margarethe von Valois und anderer berüchtigter Weiber, die die geschlechtlichen Ausschweifungen zum Studium gemacht hatten, trachten wir nur die Geheimnisse der Mönchs- und Nonnenkloster zu erforschen, dann werden wir sehen, daß der Spruch Ben-Akiba's: „es ist alles schon dagewesen", sehr wahr ist.

Napoleon hatte Hortense das verpönte Buch gebracht und sie studirten es mit einander durch. Bei vielen Scenen lachte Hortense laut auf und rief: „Nein, dies ist un-

möglich. Ich weiß, was ein Mann oder Weib in diesem Fache leisten können, aber dieses hier ist übertrieben." Diese Worte zeugen am besten an, wie sie in „diesem Fache" ziemlich bewandert sein mußte.

Sie blieb aber nicht beim Lesen dieses Buches, sie wollte sich in diese Scenen auch noch in anderer Weise ganz vertiefen. Sie ließ Abbildungen der einzelnen erotischen Auftritte in Wachs verfertigen. Ein sehr geschickter Künstler im Haag, ein deutscher Jude, Namens Isaak Massauer, fertigte diese Tableau's und sie gefielen Hortense so gut, daß sie die Mühen und das Talent des Mannes in einer Weise lohnte, die seine kühnsten Erwartungen übertraf. Man erzählt von Pauline Borghese, der Schwester Hortense's, daß sie dem Bildhauer Canova als Modell für seine Psyche diente. Hortense that noch mehr, wenigstens ist die Stellung, in der Massauer ihre Abbildung in Wachs verfertigte, eine bei Weitem pikantere, als die ästhetische Paulinens.

Hortense besaß ein ganzes Kabinet von Seltenheiten dieser Art. Alle berüchtigten Bücher und Bilder, eine Menge mythologischer Statuetten in Marmor, Gyps oder Bronze, dann Nachahmungen der famösen Cameos, Intallios und Münzen aus der Epoche der Cäsaren. Die Wachsfigurenmodelle allein bildeten eine Gallerie von 300 Nummern und es befanden sich auf denselben 937 Figuren. Der Künstler hatte 4 Jahre an der Vollendung dieser Gallerie gearbeitet. Einige der Nummern kamen später nach Arenenberg, ein anderer Theil der

Partie — und zwar der beträchtlich größte, wurde zur Zeit, als Wellington sich in der Nähe von Brüssel befand, von einem steinreichen Engländer, Major in einem englischen Dragonerregimente, angekauft und kam nach England, wo sie sich noch gegenwärtig befindet; in späteren Jahren — zwischen 1852 und 1856 — hatte ich Gelegenheit, Copien derselben, von Montanari gefertigt, zu sehen.

Wenn schon das Lesen solcher Bücher und das Betrachten solcher Abbildungen scandalös ist, um wie viel mehr muß es so genannt werden, wenn man solche Scenen in plastischen Posen — oder lebenden Bildern — nachgemacht sieht. Hortense hatte sich auch diese Zerstreuung verschafft. Die Orgie, bei welcher sie zwar selber nicht mitwirkte, doch Zuschauerin war, wurde zu Brüssel in einem Privathause, bei einer übel berüchtigten Dame gehalten, die die Scenen durch ihre weiblichen Eleven ausführen ließ, während die männlichen Darsteller aus der französischen Armee gewählt worden waren. Hortense befand sich in einer mit einem feinen Drathgitter geschützten Loge, so daß man sie von der Bühne aus nicht unterscheiden konnte. Der General Flahaut, von dem man heutigen Tages noch nicht weiß, ob ihm Napoleon III. oder der Graf (später Herzog) Morny für die Vaterschaft zu danken haben, leistete ihr an diesem Abende Gesellschaft und sie unterhielt sich hier so gut, daß es ihr leid that, das Ende so schnell zu sehen zu bekommen. Diese Aufführung kostete sie nicht weniger als 14,750 Francs. Ich will

nichts davon sprechen, was sich hinter dem Logengitter ereignet haben mochte, es fällt mir nur unwillkürlich der Satz aus dem Jus canonicum ein, worin es heißt: „nudus cum nuda solus cum sola, non supponuntur orare Pater noster.“ Hier war zwar der erstere Theil des Satzes durch einen anderen substituirt, denn es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Flahaut so etwas gewagt hätte. Außerdem aber wurde auch ein Ball gegeben, wo es noch ausschweifender herging.

Die Zahl der Anbeter Hortensens in Holland war eine bedeutende und sie wechselte ihre Liebhaber schnell, nur Flahaut und ein holländischer General blieben während der ganzen Zeit, die sie als Königin von Holland dort zubrachte, ihre beständigen Galans.

Nach der Abdankung Napoleon's hatte auch Ludwig nichts Eiligeres zu thun, als seinen Titel, den er sehr wider Willen geführt, abzulegen und anstatt dessen den eines Herzogs von St. Leu anzunehmen. Er hatte, noch ehe er König geworden, in der Schweiz ein hübsches Landgut mit einem netten Schlößchen einmal besucht, es hatte ihm so gut gefallen, daß er es später kaufte; dies war der geeignetste Ort, wohin er sich mit seiner Familie zurückziehen konnte. Erst später wurde ihm die Bewilligung ertheilt, in Italien wohnen zu dürfen.

Hortense war beinahe krank von vielem Weinen geworden, als sie von den vielen Schlägen hörte, die Napoleon I. hinter einander getroffen hatten. Während den

hundert Tagen lebte sie wieder auf, um dann in noch tiefere Trauer gestürzt zu werden, indem sie erfuhr, daß ihr Abgott Napoleon nach einer wüsten Felseninsel im Weltocean deportirt worden war.

Obschon ich mich bis jetzt an die Länder gehalten, wo gewisse Scandale vorgefallen waren und nur selten eine Ausnahme davon machte — auch im vorhergehenden Bande, ebenso auch im VIII. bei Christina von Schweden — so muß ich es auch jetzt thun und die Geschichte Hortensens noch weiter führen. Sie hatte sich am ehesten in Arenenberg angesiedelt und lebte ziemlich isolirt von der Außenwelt. Sie war noch immer eine sehr schöne Frau und noch in den Jahren, in welchen Frauen den Freuden der Liebe noch nicht zu entsagen pflegen. Wie konnte sie aber außer ihrem Manne in diesem abgelegenen Winkel der Erde daran denken, daß sie hier noch Jemanden finden würde, der sie über den Verlust alles Glanzes, dem sie zu entsagen gezwungen war, getröstet hätte? Ihr Gatte war ihr von Tag zu Tag widerwärtiger. Während sein Bruder Jerome nach der Landung Napoleon's bei Cannes sich dem Kaiser sofort gestellt hatte, rührte sich Ludwig nicht, ja er lachte anfangs über das Abenteuerliche des Unternehmens, denn er hielt es für unmöglich, daß dieser wieder zur Macht gelange. Wie wenig fehlte davon, daß dies wirklich geschah! Hätte Bourmont dem General Blücher nicht die Pläne Napoleon's und seinen Feldzugsplan verrathen, wäre Chrouchy nicht viel zu spät auf das Schlachtfeld gerückt, dann würden die Dinge eine andere

Wendung genommen haben und wer kann sagen, wie es jetzt in Europa aussähe.

Hortense empfing später in Arenenberg mehrere Besuche, namentlich aus England, denn sonderbar genug, nirgends auf der Welt hatte Napoleon I. so viele Verehrer, als unter dem Volke, welches er ewig bekriegt hatte. Die Gräfin von Derby, die Herzoginnen von Devonshire und Newcastle, Campbell und die Mac Donald's aus Schottland bezeugten ihr ihren Respect in Arenenberg.

Nachdem Ludwig die Erlaubniß erhalten, in Italien wohnen zu dürfen, zog er sofort nach Florenz, wo er fortan wohnte und dort blieb, selbst nachdem sich seine Söhne an der Carbonari-Revolution des Jahres 1831 betheiligt hatten. Hortense aber blieb einstweilen in der Schweiz zurück. Sie machte hier die Bekanntschaft eines jungen Mannes, eines Schweizers, aus einem der italienischen Cantone, Namens Vilardi. Sie war es, die den jungen Mann zu sich heranzog und die Leute machten über die bei später Zeit stattfindenden Besuche Vilardi's ihre Glossen, die ihr zwar zu Ohren kamen, sie aber durchaus nicht genirten. Der junge Mann endete sehr traurig. An einem thauigen Frühjahrstage kam er etwas spät zu ihr und ging dann wieder sehr zeitig fort, sie hatte ihn gebeten, er möge bleiben, er schlug es ihr ab und fand seinen Tod unter dem Schnee, denn eine Lawine fiel über ihn und begrub ihn. Dies war das letzte ernste Liebesverhältniß der schönen Hortense.

Deutsche Staaten.

V.

Die deutschen Schriftsteller über Deutschland. — Der Student Sand und Kotzebue. — Selbsterkenntniß und Kritik als Lehrerinnen. -- Mangel an Kritik verursacht eine Stagnation. — Aeltere Hofscandale in Deutschland. — Zweierlei Contribution den Deutschen von den Päpsten auferlegt. — Zehnten und Ablaßkrämerei. — Kaiser Heinrich IV. — Ludwig, Landgraf von Thüringen, Siegfried, Abt von Fulda, und Bertha von Gieseckenstein. — Friedrich, Herzog von Sachsen. — Siegfried's Rath. — Ermordung Friedrich's von Sachsen. — Ludwig heirathet Adelheid von Sachsen. — Der Sprung Ludwig's aus dem Kerker. — Ludwig der Strenge läßt seine unschuldige Gattin köpfen. — Das Pfaffenthum in Deutschland. — Das Manuscript des Ursinus Belfrius. — Kaiser Philipp von Schwaben und seine Töchter. — Otto von Wittelsbach. — Er ermordet den Kaiser Philipp.

Deutschland hat noch vor einigen Jahrzehnten eine wahre Leidenschaft für Selbstkritik gehabt. Börne, Heine, Wieland, selbst Schiller und Göthe, nebenbei noch unzählige andere Dichter, Romantiker und Schriftsteller haben

ihren Ruf größtentheils nur jenen Werken zu danken, in welchen sie die Fehler und Schwächen ihrer Nation auf das Unbarmherzigste geißelten. Ganz Deutschland war über den Studenten Sand empört, der anderer Meinung, als die meisten anderen Deutschen, eine Mordthat beging, an einem Schriftsteller, der das geliebte Vaterland und die Nachkommen des Cheruskerfürsten Herrmann in unzähligen Theaterstücken auf den Pranger der Lächerlichkeit gestellt. Man fand auch dieses Verbrechen — die Ermordung Kotzebue's — so himmelschreiend, daß man derselben ein anderes Motiv unterschob, das, daß Kotzebue ein Spion der russischen Regierung gewesen sei. Diese letztere Beschuldigung ist geradezu absurd. Was hätte Kotzebue in Deutschland auszuspioniren gehabt? Schlugen denn die Burschen in Deutschland nicht alle ihre Pläne auf die große Trommel? Wurden sie dafür von der russischen Polizei verfolgt? Nein, sondern von der deutschen. Brauchte es Rußland, daß es nach Deutschland Spione sandte oder hier solche hielt? Keineswegs. Rußland fiel es niemals ein, Deutschland zu überwachen, sich vor der Gesinnung der Deutschen zu fürchten und hier Verschwörer wider das Czarenreich zu suchen. Wenn es solche gab, so hielten sie sich gewiß nicht in Deutschland auf, wo nicht nur die Polizei, sondern jeder friedliche Bürger — denn die Deutschen sind par excellence ein Volk des Friedens und der Ordnung — es für seine Schuldigkeit gehalten hätte, sie auszuliefern, da die deutschen Regierungen nach Elisabeth's von Rußland Zeiten beinahe immer treue

Alliirte der russischen waren. — Es ist also viel wahrscheinlicher, daß Sand Kotzebue die „Deutschen Kleinstädter“, das „Epigramm“, „Die Sucht zu glänzen“ — „Die Pagenstreiche“ und andere unzählige beißende Lustspiele übel genommen und einen so gefährlichen Menschen, der den Charakter der Deutschen in so höhnender Weise moralisch auszischte, für immer auf die Seite zu räumen beschloß. Sand hatte nicht bedacht, daß das Geschlecht der Kritiker und Pamphletisten nicht ausgerottet werden kann, und es war von ihm eine Tollhäusleridee, Das für schlimm zu halten, was bei anderen Nationen am meisten dazu beitrug, um sie groß und mächtig und sie besser zu machen, als sie ehedem waren.

Wenn Aretin, Manzolli, Pasquin, Boccaccio und Macchiavell nicht seit jeher an dem Pfaffenunfug gerüttelt hätten, wer weiß, ob die Schändlichkeiten, die von den Päpsten und Mönchen verübt worden waren, jemals eine Reformation hervorgerufen haben würden. Sie lehrten der Welt diese Schmarotzerpflanze oder Insecte an dem schönen Stamme Italiens kennen. Voltaire, Rousseau, Montaigne, Diderot, Marquis d'Argens und in neuerer Zeit Balzac, Eugen Sue und Paul de Kock hatten in ähnlicher Weise das Laster in Frankreich in seiner ganzen Nacktheit aufgedeckt. Cervantes verdankt seinen Ruhm der großen unsterblichen Satyre auf das Hidalgothum, womit die ganze Nation angegriffen wurde. Endlich aber England! Was geschah hier schon seit jener Zeit, in welcher man überhaupt etwas von englischer Literatur kennt?

haben nicht Bacon ebenso wie Shakespeare zur Regierungszeit Elisabeth's, später aber Milton, Chaucer, Fletcher, Buttler, in neuerer Zeit Lord Byron, Bulwer, Ainsworth, Dickens und die übrigen Romantiker und Dichter alle Gebrechen des Landes, alle Fehler des Volkes, dem sie angehören, nicht allein in camera caritatis — zu Hause — sondern vor aller Welt aufgedeckt, als ob sie hätten sagen wollen: „Seht her, dieses große englische Volk, vor welchem die ganze Welt zittert, welches von Jedermann geachtet und als Modellstaat vor allen übrigen paradirt, wie klein, wie niedrig denkend, wie perfid, dumm und eigennützig es ist. Hier habt ihr die Beispiele an unseren Romanpersonen, die jedoch nichts sind als eine treue Abbildung des wahrhaften Engländers in seiner ganzen Rohheit und Niedrigkeit?"

Ist es Jemandem eingefallen, alle diese Schriftsteller für schlechte Patrioten zu halten? Gewiß nicht. Das, was sie sagen, geschieht vor der ganzen Welt, denn die englische Literatur ist eine Universalliteratur, wenn man auch das Original nicht liest, so liegen die Uebersetzungen doch überall auf und es ist nur zu wahrscheinlich, daß es in Deutschland viel mehr Uebersetzungen französischer und englischer Romane giebt, als deutsche Originalnovellen.

Ich kenne nur eine Nation, die es nicht leiden kann, wenn sie von ausländischen oder ihren eigenen Schriftstellern kritisirt wird. Dies ist die ungarische. Blicken wir aber dahin, so werden wir sehen, wie viel es dort zu

kritisiren giebt und diesem Mangel an Satyre ist der langsame Fortschritt der Civilisation in Ungarn zuzuschreiben.

Pater qui filium amat, castigat eum.

In neuerer Zeit ist es durchaus verpönt, über Deutschland anders, als lobend zu schreiben. Wer weiß, ob dies nicht eine dem Volke schädliche Stagnation nach sich ziehen wird. Man muß sich hüten, in einen solchen Zustand zu gerathen, denn dann laufen wir Gefahr, den Chinesen nachzugerathen, die noch jetzt nicht weiter gekommen, als sie vor mehren Jahrtausenden gewesen. Nur eine scharfe Kritik kann es bewirken, daß ein Volk die Fehler und Schwächen, an welchen es leidet, satt bekommt und sich von diesen befreien wird.

Ich habe es für nothwendig gefunden, dies voraus zu lassen, ehe ich die Scandalgeschichten der deutschen Höfe beginne, um meinen Lesern zu beweisen, daß wenn es meine Absicht wäre, eben so wenig schonend über manche Ereignisse und Persönlichkeiten zu schreiben, ich es nicht deshalb thue, als wäre ich ein Feind Deutschlands und der Deutschen, sondern eben das Gegentheil.

Während meines Aufenthalts in England hatte ich die Bekanntschaft eines Mannes von vielseitiger Bildung gemacht. Er war gleich wie Th. A. Hofmann in den Wissenschaften und Künsten sehr bewandert. Er hatte eine kleine Encyklopädie geschrieben, in welcher Alles, was man im gewöhnlichen Leben von Studien nothwendig braucht, enthalten war. Dieser Herr war viele Jahre hindurch Erzieher bald bei einem, bald bei einem anderen Lord. Man

riß sich um ihn. Dennoch kamen nur ein, höchstens zwei Schüler unter seiner Leitung dahin, eine Bedeutung zu erhalten, als sie später Mitglieder des Parlaments waren. Wie kam dies? Er hatte den Unterricht dieser jungen Herren unternommen, nachdem sich Keiner vor ihm gefunden, der aus ihnen Etwas im Stande gewesen wäre zu machen. Er glich jenen Arzneien, die man Sterbenden giebt, man thut es, um die Angehörigen des Agonisirenden zu beruhigen, ohne etwas zu hoffen. „Große Kinder," pflegte er zu sagen, „kann man zum Lernen nicht zwingen. Man thut die Dienste eines Buches, indem man sagt, hier hast Du mich, Du kannst von mir lernen, wenn nicht, so ist es Dein Schaden."

So sind auch jene Völker, die es nicht gerne haben, daß man sie belehrt. Nichts ist so belehrend, wie die Satyre. Es ist eine etwas schmerzhafte, zuweilen aber nur eine solche Wunde, die ein Jucken verursacht, so daß man sich kratzen muß. Das moralische Kratzen der Völker besteht in dem *γνοστη σεαυτον*, in der Selbsterkenntniß seiner Fehler und Tugenden.

Es ist übrigens gleichviel, wenn man schreibt, ob Namen genannt werden oder nicht, zumal bei einem Werke, welches nicht als wirkliche Geschichte dienen soll, sondern da ist, um die Sitten eines Volkes zu beschreiben. Hierzu gehören auch meine Scandalgeschichten, aus denen, wie ich dies schon mehremal erwähnt, nicht die Weltgeschichte, sondern nur einzelne Episoden aus dem Leben hochgestellter Personen herausgezogen werden dürfen. Wenn vom Brande

Roms, von jenem Jerusalems oder des Dianatempels zu Ephesus gesprochen wird, so wird jedermann an Nero, Titus und Herostrat denken.

In den Scandalgeschichten der deutschen Höfe werden von den Lesern viele Persönlichkeiten errathen werden, ohne daß der Herausgeber dafür zur Verantwortung gezogen werden könnte. Wer wird es sagen dürfen, diese Persönlichkeit sei gemeint? Es konnte ja auch eine andere ähnliche Scandale verübt haben und Niemand nimmt einen solchen gerne auf sich. Außerdem ist es ein großes Glück, daß Deutschland so viele Höfe hat, wie kein Land auf Erden, demnach gilt hier das, was Juvenal sagt:

Stulte, quid rides? mutato nomine de te
Fabula narratur — — —*)

Die Deutschen hatten in älterer Zeit ebenso gut ihre Hofscandale, wie andere Nationen. Wir brauchen nur auf die Geschichte Hohenstaufen, Wittelsbach und Nassau hinzuweisen, so wie auch die der Luxemburger nicht frei war von Scandalen.

---

*) Hier wird der Herausgeber gezwungen sein, in jener Weise zu verfahren, wie er es in der Vorrede zu den drei letzten Bändchen angegeben, obschon es nicht stets nothwendig ist, Namen zu verschweigen, zumal in der älteren Geschichte Deutschlands, dort wird es auch nicht geschehen.

Anm. des Herausgebers.

Einige dieser Scandale sind schon in den vorhergehenden Bänden behandelt worden, weil die deutschen Kaiser auch in Italien und in Oesterreich herrschten, ich mich aber niemals so sehr an Personen wie an Länder gebunden habe. Meine Leser werden sich an die Scandale erinnern, die ich im IV. Bande angeführt, von Otto dem Großen und seiner Gattin Adelheid, Wittwe des Königs von Italien, Lothar. Nicht minder werden sie sich an das erinnern, was ich von Heinrich IV. und Friedrich II. aus dem Hause Hohenstaufen erzählt.

Zur Zeit des ersteren Kaisers kamen zweierlei Gattung Contributionen für den päpstlichen Stuhl in die Mode: der Zehnten und die Ablaßkrämerei. Beide waren zwar indirecte Besteuerungen und es war nicht möglich, ein Maximum oder Minimum dabei festzusetzen, denn es hing von einem segensreichen oder Mißjahr ab, wie die Ernten ausfielen, von welchen der Zehnten, d. h. der zehnte Theil der Garben, den Pfaffen gehörte. Diese Sitte oder vielmehr dieser Mißbrauch datirt aus Mosis Zeiten, der die Leviten in ähnlicher Weise dotirt und auf die Einkünfte der übrigen Judenstämme angewiesen hatte. Noch weniger bestimmbar waren die Einkünfte aus den Ablässen für begangene und zu begehende Sünden. Es hing davon ab, ob sich die Demoralisation unter dem Volke vermehrte oder nicht und ob die Zahl jener Sünden, die am höchsten taxirt waren, zu- oder abnahm. Es konnten Menschen geboren werden, die einzelnweise mehr Sünden begingen, als sonst welche von ganzen Nationen begangen

worden waren. Bei dieser zweiten Gattung von Besteuerung hatte es der Papst am meisten auf die Aristokratie und auf die Fürsten abgesehen gehabt, weil es unmöglich war, ihnen sonstwie beizukommen.

Alle Fürsten protestirten gegen die Einführung des Zehntens in Deutschland, wogegen ihnen die Ablaßkrämerei sehr gelegen kam. Um eine von den Gesetzen der Kirche nicht erlaubte Handlung begehen zu dürfen oder wenn man sie schon begangen, sich Straflosigkeit sichern zu können, dafür zahlt man immer gerne oder wenigstens lieber, als um eine gute Handlung begehen zu dürfen, die man auch gratis thun darf. Da jedoch, wie oben erwähnt, diese Einkünfte sehr precär waren, so capricirte sich der römische heilige Stuhl mehr auf den Zehnten, da ihm die Ablässe ohnehin nicht entgingen. Wie aber die Fürsten dazu bringen, daß sie die Einführung derselben gestatteten? Das Mittel war sehr einfach.

Man versprach einem Fürsten nur unter der Bedingung Absolution für eine von ihm zu begehende Sünde, wenn er in seinem Lande die Zehnten zahlte. In dieser Weise wurde der Landgraf von Thüringen, Ludwig, genannt der Springer, gewonnen.

Dieser Fürst war ein Zeitgenosse des Kaisers Heinrich IV. Schon seit frühester Kindheit von Pfaffen erzogen — sein Erzieher war ein Geistlicher, Namens Siegfried, später Abt von Fulda — fühlte er einen ungeheuren Respect vor der Kirche und gehörte zu den andächtigsten Christen. Bei vielen Menschen ist Gottesfürchtigkeit etwas

sehr Verdächtiges, sie müssen Ursache haben Gott zu fürchten, ein gerechter Mensch wird Gott anbeten auch ohne ihn zu fürchten.

Der Landgraf Ludwig war ein flotter Geselle. Er hatte sich in eine Pflegetochter seiner Mutter, Bertha von Giesecкenstein, verliebt und es entspann sich zwischen den jungen Leuten ein ernstes, anfangs nur platonisches Liebesverhältniß, welches der Mutter des Landgrafen eben nicht angenehm war, weil sie auf bessere Partieen für ihren Sohn speculirte. Eine Prinzessin von Schwaben war die für ihn bestimmte Braut. Sie war aber nicht schön, doch als eine Verwandte des Kaisers Heinrich hatte sie mehre hohe Herren zu Freiern. Ludwig stand mit dem Kaiser nicht auf dem besten Fuße. Die Thüringer und Sachsen hatten sich zu wiederholten Malen gegen Heinrich IV. aufgelehnt. Ludwig's Mutter berieth sich mit dem oben erwähnten Abt von Fulda, wie sie es machen müsse, daß ihr Sohn Bertha aufgebe. Der Herr Abt lächelte verschmitzt und sagte, dies wäre sehr leicht, sie möge es nur ihm überlassen. Dem Abt gefiel Bertha ebenfalls, er war unternehmender in Liebesaffairen als der junge, kaum achtzehnjährige Prinz, und in kürzester Zeit hatte er die junge Dame dem Geliebten abwendig gemacht, da er selber der Begünstigte wurde und sie mit sich nach Fulda nahm, wo er sie heirathete. — Dies geschah wenige Jahre, ehe Gregor VII. das Cölibat bei den Geistlichen einführte.

Ludwig war anfangs in Verzweiflung über die Untreue seiner Geliebten. Leute in Verzweiflung, zumal im

Alter Ludwig's, sind sehr geneigt, diese Verzweiflung in einer zweiten Liebe zu ertränken. Der Landgraf that es auch so. Zorn im Herzen, verließ er seine Heimath, um nach Sachsen zu ziehen, wo sich der Heeresbann sammelte, um dem Kaiser Heinrich eine Schlacht zu liefern; bei der Nachricht der Annäherung des kaiserlichen Heeres aber stob diese Armee auseinander, weil die Führer einsahen, daß sie zu schwach waren, um dem Kaiser einen ernsten Widerstand zu leisten. Einige der Fürsten flohen nach Mainz. Unter diesen befanden sich unser Ludwig und der Herzog von Sachsen, Friedrich, sammt seiner Gattin Adelheid, einer Dame, die für die schönste Frau Deutschlands gehalten wurde. Ludwig verliebte sich im ersten Augenblicke in sie und er gefiel ihr ebenso gut, wie sie ihm. Friedrich war ein schwächlicher junger Mann, an dessen Seite die nur zu sehr entfaltete Adelheid wenig Schadloshaltung für ihre geopferte Jugend fand. Sie machte es also, wie viele tausend Damen vor und nach ihr es gethan und noch gegenwärtig thun, sie begann mit ihrem Reisegefährten Ludwig zu kokettiren und das zweite Liebesverhältniß war angesponnen, doch von vornherein eben so hoffnungslos wie das erste. Es genügte nämlich Ludwig nicht, Adelheid nur als Mitbesitz zu betrachten, er wollte, daß sie ihm ausschließlich angehöre. Hierzu aber gab es durchaus keine Aussichten.

Er begab sich nun zu seinem alten Freunde, dem Abte von Fulda, Siegfried, von dem und seiner Gattin Bertha er aufs Freundlichste empfangen wurde. Er klagte dem

Abte seine Noth und seine Liebe, seufzte, um einen Stein zu bewegen und bat den Abt, er möge ihm einen guten Rath geben, wie er Adelheid gewinnen könne. Dieser Rath aber hatte einige unangenehme Vorläufer. Vor Allem mußte sich Ludwig anheischig machen, den Zehnten in seinen Ländern einzuführen, ferner eine bedeutende Mannschaft in's Feld stellen und sich gegen den Kaiser Heinrich IV. erklären, endlich eine Kirche an der Saale bauen. Wenn er dies that, durfte er Adelheid heirathen, angenommen, daß ihr Gatte mittlerweile stürbe. Mehr sagte der schlaue Prälat seinem ehemaligen Mündel nicht, doch ließ er ein paar Worte darüber fallen, daß die Kirche nicht nur für schon begangene, sondern sogar für später zu begehende Sünden eine Absolution ertheilen könne, es hinge nur von Ludwig ab, sich einer solchen Vergünstigung würdig zu zeigen. Ludwig drang noch weiter in den Abt, doch dieser wollte ihn nicht anhören, sondern verwies ihn an den Bischof von Mainz, von dem Ludwig den Dispens zum Begehen eines Mordes erhielt.

Wenn Voltaire die Geschichte Englands die der Henker nennt, dann weiß ich nicht, wie man das, was Ludwig der Springer an dem Herzog Friedrich von Sachsen beging, nennen kann. Es war der schändlichste Mord, der jemals an einem Menschen aus nichtigen Gründen begangen worden und die Art, in welcher dies geschah, macht ihn noch schändlicher. Friedrich saß im Bade nichts Böses ahnend, seine Gattin stand neben ihm und hielt ein Tuch in der Hand, welches dazu diente, daß er sich abtrockne, wenn er

aus dem Bade stieg. Auf ein zwischen Adelheid und Ludwig unter einander verabredetes Zeichen, trat der Letztere aus einem Verstecke, wo er sich 24 Stunden lang aufgehalten hatte, hervor und ohne ein Wort zu sagen, spaltete er seines Nebenbuhlers Kopf, der ohne ein Schrei zu thun in die Badkufe, aus welcher er eben steigen wollte, zurücksank und seinen Geist aufgab. Ludwig entfernte sich aus dem Schlosse Friedrich's auf einem geheimen Wege, den ihm Adelheid als den sichersten angedeutet hatte, sie aber folgte ihm nach dem Leichenbegängniß und Siegfried vollzog zwischen ihr und ihrem Buhlen die Trauung gegen alle canonischen Gesetze, in welchen ein derartiges begangenes Verbrechen als lösendes Hinderniß einer Ehe angegeben wird. Es ist nur zu wundern, daß Adelheid aus dem Lande, wo sie Mitwisserin eines solchen Verbrechens gewesen, entkommen konnte. Die Deutschen hatten schon in diesem Falle ihre Langmuth bewiesen, anderswo würde sie vom Volke wahrscheinlich zerrissen worden sein, denn Friedrich war unter seinen Unterthanen sehr beliebt. Die Verwandten führten Klage gegen den Mörder bei dem Kaiser, der auch nicht säumte, Ludwig in die Acht zu erklären, ja dieser gerieth später sogar in die Gefangenschaft, aus welcher er jedoch durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster des Gefängnisses hinab in den Saalefluß entkam, woher er auch den Beinamen „der Springer“ erhielt. Auf welche Weise es möglich war, von einem hoch gelegenen Fenster auf den Boden, von hier aber in den Fluß zu springen, darüber schweigen die meisten Geschichtsschreiber.

In einem zu Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen Romane wird dies ziemlich plausibel erklärt. Er soll von seinen Freunden einen luftdichten Mantel von Wachsleinwand erhalten haben, den man ihm unter dem Vorwand in die Zelle schmuggelte, daß er ihm von den Aerzten zum Tragen verordnet wurde. Dieser Mantel erleichterte seinen Sprung in einer solchen Weise, wie dies bei Fallschirmen geschieht; im Flusse aber befanden sich ein paar Kähne, in welchen die Anhänger Ludwig's große Tücher ausgebreitet hielten, auf welche er fiel. Wenn man den Sprung Monte Christo's mit einer Kugel an den Beinen und obendrein in einen Sack eingenäht glauben kann, so liefert uns der Roman von Ludwig dem Springer nicht mehr Unglaubliches.

Die Geschichte von Ludwig dem Strengen, der seine unschuldige Gattin auf leeren ungegründeten Verdacht hin, indem er sie des Ehebruchs schuldig hielt und aus Eifersucht köpfen ließ, ist nicht ärger als diejenige Heinrich's VIII. von England, der gegen Anna Bullen und Catharina Howard auch keine überzeugenderen Beweise der Untreue hatte, als seinen Verdacht und seine Eifersucht. Man behauptet, Ludwig der Strenge sei in einer Nacht grau geworden, als er die Beweise der Unschuld seiner Gattin erhielt, wie es bereits zu spät war. Dieses Sujet ist ebenfalls dramatisch behandelt worden.

Nirgends hatten die Pfaffen so viel Unheil im Mittelalter verübt, wie in Deutschland. Es giebt keine scandalöse Handlung, bei welcher sie nicht eine hervorragende

Rolle spielten. Schon jenes Beispiel, welches ich von Ludwig dem Springer angeführt, zeugt dafür. Nicht anders war es auch bei Ludwig dem Strengen, den der Bischof von Trier gegen seine Gattin gehetzt hatte. Welche schändliche Rolle der Bischof von Mainz, Gerhard, zu Zeiten Adolf's von Nassau spielte, ist weltbekannt, so wie auch das, daß es nur die Pfaffen waren, die das Volk und die Ritterschaft gegen die Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen aufhetzten, daß das Faustrecht auch ihnen diente und daß das Raubritterthum von ihnen nur deshalb in Schutz genommen wurde, damit sie Gelegenheit hatten, für verübte Schandthaten eine Absolution zu geben und daß sie einem der größten Raubritter seiner Zeit, Rudolf von Habsburg, zum Throne verhalfen.

Einige Geschichtsschreiber stellen es in Abrede, daß Rudolf von Habsburg ein Raubritter gewesen; sie behaupten sogar, er habe Kaufleute und Reisende gegen andere Raubritter geschützt, mithin sei er nicht unter die Raubritter zu zählen. Man weiß aber recht gut, was ein solches Condottierethum zu bedeuten hat. Derjenige, der den Schutz gewährt, plündert den Reisenden in anderer Weise, er läßt ihm zwar einen Theil seiner Waaren, doch berechnet er ihm so viel für den Schutz, daß der Unterschied zwischen freiwilliger Zahlung und Ausrauben kein so großer ist. Gegen das Letztere kann sich der Reisende durch seinen Muth und eine Verbündung mit anderen Reisenden bewahren, gegen einen Condottiere nicht. Es ist beinahe so, wie bei Leuten, die einen Rechtsstreit gewinnen, dann ihrem

Anwalt und für richterliche Taxen so viel zahlen, daß sie es einsehen, wie viel weniger Schaden sie gehabt haben würden, wenn sie den Prozeß nicht begonnen und nicht gewonnen hätten.

Eine der scandalösesten Geschichten an den Höfen Deutschlands im Mittelalter ist die Ermordung des Kaisers Philipp von Schwaben. Sie ist scandalös, wie man sie immer betrachtet und ob man dieser oder jener Partei unter den Schriftstellern, die darüber geschrieben, Glauben beimessen will.

So gut die Geschichte des Mittelalters in den anderen Reichen in ein mysteriöses Dunkel gehüllt ist, weil sie von Mönchen geschrieben wurde, deren Schriften niemals unter das Volk drangen, sondern gleichwie die Schätze, die sie besaßen, todt in ihren Händen blieben, so und vielleicht noch schlimmer war es in Deutschland. Nirgends war die Gleißnerei so stark wie in Deutschland, weil die Pfaffen hier am mächtigsten waren. Woher es kam, daß sie ihre Macht nirgends so fest in den Händen behielten, ist von wenigen Geschichtsschreibern untersucht worden. Meiner Meinung nach lag es daran, daß es kein Volk auf Erden giebt, welches so leicht und gerne der bestehenden Gewalt gehorcht, wie die Deutschen. Daher kommt es, daß aus Deutschland niemals oder höchstens dann eine Republik werden könnte, wenn ganz Europa schon dazu geworden und es zwänge, Republik zu sein, doch auch dann geschähe es nur aus Gehorsam und das Oberhaupt einer deutschen

Republik würde noch immer der unumschränkteste Herrscher über sein gehorsames Volk sein.

In jenen Klöstern, die während der Reformationskriege von den Parteigängern der Protestanten geplündert wurden, gab es solche historische Schätze an Manuscripten, die das meiste Licht auf die Zustände in Deutschland warfen, wenn sie erhalten worden wären, man warf sie aber in die Flammen. Anderwärts wurden die Behausungen der Mönche nur niedergerissen, ohne niedergebrannt zu werden, und es befinden sich noch unter dem Schutte und in der Tiefe zwischen verschiedenartigsten Erdschichten noch genug solche historische Schätze, die nur zu wahrscheinlicher Weise niemals an das Licht der Welt treten werden, indeß ist es auch möglich, daß viele ähnliche Manuscripte durch den Zufall wieder zum Leben gebracht werden, wie dies auch schon sonst geschah und noch täglich geschieht.

Einem solchen Zufall habe ich es zu verdanken, daß ich die Geschichte Philipp's von Schwaben vielleicht genauer kenne, als sie viele Geschichtsschreiber vielleicht gekannt, da mir ein Buch aus jener Zeit in die Hände gerieth, von dessen Existenz höchstens nur der einstige Besitzer noch wissen kann, vorausgesetzt, daß er noch lebt und sich dessen erinnert, obschon weder das Eine noch das Andere wahrscheinlich ist, das Erste nicht, weil er dann jetzt schon über hundert Jahre zählte, das Zweite nicht, weil er kein Mensch war, der sich um die Weltgeschichte kümmerte.

Vor mehren Jahren besuchte ich einen alten Freund

meines Vaters, den Baron K—, in der Gegend von Ulm. Er war ein tüchtiger Landwirth und hatte auf seinem Rittergute viele und bedeutende Verbesserungen eingeführt. Als ich zu ihm kam, ließ er eben in seinem Garten einen artesischen Brunnen graben. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf einen unterirdischen Gang, der aus der Zeit vor den Reformationskriegen einem Kloster angehört haben mußte. Man fand in demselben weder Schätze, noch Skelette, wie man dies erwartet hatte, sondern eine große Kiste, deren Deckel so morsch war, daß er beim ersten Schlag, den ein Arbeiter mit dem Spaten auf denselben führte, auseinander fiel. In dieser Kiste befanden sich nichts als alte verschimmelte Fetzen, ehemals Meßgewänder, doch auf dem Grund der Kiste ein dickes Buch in Manuscript, von einem Bernhardiner Mönche, Namens Pater Ursinus Belfrius, geschrieben. Es enthielt die Geschichte dreier Kaiser, und war theils aus anderen Quellen geschöpft, theils aus eigener Erfahrung in einer Form von Memoiren verfaßt. Die Geschichte Friedrich's des Rothbarts und Heinrich's IV. gehörte zu den ersteren, diejenige Philipp's von Schwaben zu den letzteren. Ursinus Belfrius war nämlich Hofpfaffe und Beichtiger der kaiserlichen Familie. Es ist nicht anzunehmen, daß dieser Mann Unwahrheiten geschrieben habe, da das Buch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, wie keines der Bücher, die in den Klöstern geschrieben wurden. Aus diesem Buche, welches mir der Baron K— so gefällig war, zu schenken, entnahm ich die nachstehende Geschichte.

Kaiser Philipp von Schwaben hatte mehre Töchter, deren jede von so außergewöhnlicher Schönheit war, daß es jedem Menschen, der sie sah, schwer gewesen wäre, zu sagen, ob er jemals ähnliche Schönheiten gesehen, so wie auch, welche der fünf Töchter die schönste sei. Das Merkwürdigste bei diesen Damen war, daß keine einzige der andern glich. Mein Gewährsmann macht hierbei die boshafte Bemerkung, daß dies daher kam, weil eine jede der Damen einen andern Vater hatte. Die Kaiserin war nämlich eine Frau sehr verliebten Naturells und ihr Gatte außerordentlich tolerant in Bezug auf eheliche Treue. Es genügte ihm, sie zu besitzen, wenn er es auch nicht ausschließlich that, so hatte er doch den Hauptbesitz. Indessen mochte er dabei auch andere Absichten gehabt haben, wie sich dies aus seiner nachherigen Handlungsweise und seinem Benehmen seinen Töchtern gegenüber schließen läßt.

Pater Ursinus vergleicht den Kaiser mit jenen Gärtnern, die Nußbäume pflanzen und Geduld genug besitzen, die Zeit abzuwarten, bis diese Bäume Früchte treiben. So dachte er auch bei den Töchtern seiner Gattin zu verfahren, denn er rechnete auf ihre Entfaltung, die er für sein eigenes Vergnügen auszubeuten sich vorgenommen.

Man glaubt, Loth sei von seinen eigenen Töchtern zum Begehen einer Blutschande mit ihnen verführt worden. In den meisten Fällen, wo ein Vater mit seinen Töchtern eine Blutschande beging, wurde nicht der Vater von den Töchtern, wohl aber diese von ihrem Vater verführt, wie dies auch eine Menge von ähnlichen Criminal-

fällen beweist, wo überall der Vater als Verführer vor Gericht stand. Es ist auch sehr natürlich, daß der Erfahrene den Unerfahrenen verführt, nicht aber sich verführen läßt.

Monarchen haben sich, zumal in den älteren Zeiten, für eine privilegirte Race von Menschen gehalten, denen vom ewigen Richter mehr nachgesehen wird als Anderen. Indem sie über den weltlichen Gesetzen standen und ihre Person als geheiligt betrachtet wurde, glaubten sie, Alles ungestraft begehen zu können, was bei anderen Menschen mit dem Tode geahntet wurde. So war es seit undenklichen Zeiten und die beiden großen Revolutionen — die in England im 17. und die in Frankreich im 18. Jahrhundert, haben sie erst dieses Unsträflichkeitsvorrechtes beraubt und den Völkern zur Lehre gedient, daß Monarchen nichts als die ersten der Staatsbeamten sind, und in gewissen Fällen eben so zur Verantwortung gezogen werden, wie ihre verantwortlichen Minister.

Im Mittelalter war es nicht so. Man revoltirte gegen einen Monarchen, ermordete ihn sogar, doch das Princip des Königthums wurde heilig gehalten und Königsmörder in grausamster Weise bestraft, nicht weil sie einen Menschen, sondern weil sie einen Gesalbten getödtet, aus einem Königsmorde aber kam niemals eine erfolgreiche Revolution hervor. Ganz anders war es, wenn Mitglieder derselben Familie einen Königsmord begingen, um selber auf den Thron zu gelangen, in diesem Falle gab ihnen der Erfolg und der Familiennimbus die Unsträflichkeit, das-

selbe war auch bei einem Dynastiewechsel der Fall, weil die Würde von einem Menschen auf den anderen überging und in dem ermordeten Könige nur der Mensch getödtet wurde.

Philipp dachte also, als seine Tochter herangewachsen, er dürfe sich an ihrer Schönheit satt schwelgen und diejenigen Prinzen oder Ritter, die sich in eine seiner Töchter verliebten, müßten mit dem Abtrage, den er ihnen gelassen, auch vorlieb nehmen.

Nicht ein jeder Mensch ist aber ein Marquis von Montespan. Nicht ein jeder Mensch entschließt sich dazu, noch ehe er verheirathet, Hahnrei zu sein.

Die zweitälteste Tochter Philipp's hatte auf einen baierischen Ritter, Otto von Wittelsbach, einen solchen Eindruck gemacht, daß dieser sich in sie verliebte und um ihre Hand anhielt. Wittelsbach war, wie die meisten Ritter jener Zeit, beinahe ein Souverän und es lag dem Kaiser sehr viel an seiner Freundschaft, zumal als er wahrnahm, daß ein großer Theil von Baiern und Hessen gegen den Regierenden eingenommen war und eine Revolution zu befürchten stand. Wittelsbach's Einfluß aber war zumal in Süddeutschland sehr groß, denn alle übrigen Ritter standen dort zu ihm. Er sagte denn Otto die Hand Kunigundens zu, doch erst, wenn er einige der aufständischen Großen gedemüthigt haben würde. Philipp betraute Wittelsbach mit der Führung seines Heeres und seine Wahl zeigte sich als eine sehr glückliche, erstens, weil durch Wittelsbach's Beispiel eine Menge anderer Ritter dazu be-

stimmt ward, auf die Seite des Kaisers zu treten, dann aber war Wittelsbach ein so geschickter Feldherr, daß er selbst dort, wo andere Generale gewichen sein würden, Stand hielt und den Feind durch geschickte Manövers täuschte, so daß sie ihre Armee zersplitterten, was zur Folge hatte, daß die einzelnen Heereshaufen durch eine von Wittelsbach schnell bewirkte Concentration seiner Streitkräfte geschlagen und zerstreut wurden. Außerdem aber eroberte er mehre Burgen, feste Plätze und Städte, so daß der Feind endlich überall besiegt um Frieden bitten mußte.

Wittelsbach hatte zu allen diesen Heldenthaten seine Liebe zu Kunigunde begeistert: nach beendigtem Feldzuge hoffte er endlich sammt dem Lorbeerkranz auch den der Rosen und Myrthen um seine Schläfe zu schlingen und drang in Philipp, er möge ihm die Tochter geben. Die Trauung wurde jedoch vom Kaiser unter den nichtigsten Vorwänden von einem Monate zum anderen verschoben. Einmal kam Wittelsbach unerwartet zum Kaiser und ohne sich bei ihm anmelden zu lassen in's Gemach tretend, fand er ihn mit dreien seiner Töchter, unter welchen sich auch Otto's Braut befand, in einer keinen Zweifel zulassenden Situation. Ein solcher Anblick würde auch einen minder aufbrausenden Menschen empört haben, um so mehr Wittelsbach, der in sich den Beruf fühlte, die Welt von einer so blutschänderischen Familie zu befreien. Ehe der Kaiser und seine Töchter sich von ihrer Ueberraschung zu erholen Zeit hatten, zog er sein Schwert und bohrte es dem Ersteren in den Leib und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die Klinge

entzwei brach und ihm nur das Heft in der Hand blieb. Dies war das Glück der Prinzessinnen, sonst würde er sie alle getödtet haben. Sie erhoben nun ein fürchterliches Geschrei, so daß Wittelsbach keine Zeit mehr blieb, denselben Weg zurück zu gehen, den er gekommen, sondern nach dem Erker stürzte, von welchem er hinabsprang, ohne sich namhaft zu verletzen. Er eilte sofort auf seine Ritterburg und setzte dieselbe in Vertheidigungszustand. Alle diejenigen Ritter, die ehemals von ihm besiegt worden waren, was er dem Kaiser zu Liebe gethan hatte, vereinigten sich nun gegen ihn; er wurde in die Acht erklärt, seine Burg genommen und er büßte mit dem Leben für den begangenen Kaisermord.

VI.

Ein Fürst, der gerne mit Soldaten spielt. — Sein Sohn der Kronprinz und seine Tochter. — Des Kronprinzen philosophische Grundsätze. — Wie sein Vater ihm entfremdet wird. — Musikalische Unterhaltungen des Kronprinzen mit seiner Schwester. — Sie enden schlimm. — Wuth des Fürsten. — Er läßt den Kronprinzen einsperren. — Dieser entkommt. — Hinrichtung seines Befreiers. — Versöhnung des Vaters mit dem Sohne. — Der Letztere wird ein tüchtiger Feldherr. — Sein Windspiel. — Ein berühmter Taschenspieler und Spiritualist. — Das große Staatsgeheimniß.

Ohne jene novellistische Form ganz wieder aufzunehmen, wie ich sie im neunten Abschnitt meines ersten Bandes der Scandalgeschichten gebraucht habe, höre ich in diesen letzten Abschnitten dennoch auf, die historische Form so beizubehalten, wie ich es in dem übrigen, bei Weitem größten Theile meiner Aufzeichnungen gethan, sondern ich will schreiben, daß die Leser glauben sollen, Das, was ich erzähle, könne sich ebenso gut in China, Timbuktu oder Monomotapa ereignet haben, angenommen, daß dort die Menschen so civilisirt wären, wie in unserem Welttheile.

Ich hätte dasselbe thun können, was jener Pamphletist gegen die unglückliche Marie Antoinette gethan, als er den König anstatt Louis Silou, den Dr. Mesmer Remsem und die Königin Etteniotna nannte, so könnten sich bei mir Namen Mlehliw, Lrac, Giwdul oder Flodur oder Eiram, Esile, Ailama u. s. w. verkehrt lesen lassen. Ist es aber nicht viel bequemer, die verschiedenen Persönlichkeiten und Orte mit Initialen oder mit ganz erfundenen Namen zu bezeichnen? Was liegt denn daran, wenn man Jemanden, der Carl heißt, Robert, einen Heinrich Cleofas, eine Elisabeth Leokadia und eine Louise Bibiana nennt? Es werden wohl Einige meiner Leser die wahren Namen zu errathen glauben, da es aber in Deutschland so viele Scandale gegeben hat, wie anderwärts, können sie auch nicht mit Gewißheit sagen, von welcher Person meine Erzählung handelt.

Ich will demnach, ohne meine Präliminarien weiter zu dehnen, meine Erzählung beginnen.

In einem Reiche, welches einst sehr klein gewesen und nicht von Urzeiten her deutsche Bevölkerung gehabt, lebte ein Fürst, dessen größte Leidenschaft schon von Kindheit an darin bestand, mit Soldaten zu spielen. Als er kaum mehr denn 2 Jahre zählte, waren es Blechsoldaten, kaum etwas größer als sein Daumen, später nahm er hölzerne Männchen dazu, die schon Tuchkleider hatten, noch später, als er Gespielen um sich hatte, machte er sie zu Soldaten unter seinem Commando, ganz so, wie er sie unter den Befehlen der Generale seines Vaters sah. Er handhabte

die Fuchtel und den Corporalstock so geschickt und mit so viel Nachdruck, daß es öfters blaue Rücken und Augen und manchmal sogar blutige Köpfe gab. Die Eltern der Knaben beklagten sich darüber bei seinem Vater, den man den Großen nannte; dieser war sehr gerecht, und damit der Sohn wisse, wie wehe Prügel thun, durchbläute er den kleinen Prinzen mit einem Spazierstöckchen tüchtig. Hierdurch aber wurde der Prinz noch boshafter. Anstatt das Prügeln einzustellen, applicirte er es nur mit größerer Energie und jeder Streich, den er ihretwegen erhalten, wurde den kleinen Denuncianten vom Prinzen mit Wucher zurückgegeben, so daß sie, nachdem diese Executionen immer schärfer wurden, es zuletzt aufgaben, ihn anzuzeigen, wodurch er zu einem vollendeten Despoten wurde und es auch blieb, als er seinem Vater in der Regierung folgte.

Seine Lieblingsleidenschaft — mit Soldaten zu spielen — war ihm noch immer geblieben und, gleichwie es Menschen giebt, die für ihre Liebhabereien ihr ganzes Vermögen vergeuden, so kosteten diesem Prinzen auch diejenigen Soldaten, aus denen er für sich eine Leibgarde bildete, ungeheure Summen. Er selber war wenig über Mittelgröße hoch, vielleicht stammte seine Vorliebe für Riesen eben daher. Er ließ sich Menschen aus allen Ländern Europa's kommen, namentlich aus Schottland, Schweden, Norwegen und Albanien, später sogar aus Patagonien, da er gehört hatte, daß dieses Land an solchen am reichsten sei, zahlte ihnen einen hohen Sold und es gewährte ihm ein unendliches Vergnügen, diese Riesen Revue passiren zu

lassen. Der Kleinste von diesen Leuten maß über sechs Fuß, ja es gab solche, die sogar höher als sieben Fuß waren, diese erhielten von ihm eine Extrazulage.

So wenig Hang dieser Fürst für das häusliche Leben auch fühlte, nur um seine Familie weiter fortzupflanzen, hatte er sich entschlossen zu heirathen, und es gewährte ihm Genugthuung, seinem Reiche einen Thronfolger gegeben zu haben. Später beschenkte ihn seine Gattin auch mit einer kleinen Prinzessin, die er aber kaum anblickte, „denn," wie er sagte, „diese wird meine Familie nicht weiter fortpflanzen, sondern meinem Lande vielleicht mit der Zeit einen Feind geben." Den Prinzen aber verhätschelte er anfangs so, wie es von einem sonst so rauhen Menschen kaum zu erwarten war, der gewöhnlich mit der ganzen Welt nur mit geschwungenem Stocke zu sprechen pflegte.

Sonderbar genug, täuschte er sich in seiner Neigung gegen diese beiden Kinder. Je größer der Knabe wurde, desto mehr erkaltete sein Vater gegen ihn, wogegen er die kleine Prinzessin von Tag zu Tag mehr lieb gewann. Sie war übrigens auch ein allerliebstes Kind.

Als die Geschwister aufgewachsen, fand der Kronprinz — den ich Carl nennen will — seine Schwester eben so schön und liebenswürdig, wie sie von ihrem Vater gefunden wurde. Die Prinzessin — sie möge Isabella heißen — hing ebenso an ihrem Bruder und dieses Gefühl der schwesterlichen Zuneigung erhielt noch dadurch mehr Nah=

rung, weil der Vater den Sohn maltraitirte, die Tochter aber durfte thun was sie wollte.

Der Fürst selbst war ein Mann von sehr strengen Grundsätzen, er richtete sich ganz nach dem, was er im Katechismus gelernt hatte, obschon er auch in mancher Beziehung die in diesem Buche enthaltenen Lehren nicht befolgte.

Ich will damit eben nicht sagen, daß der König ein Pietist, nebenbei aber insgeheim doch ein lasterhafter Mensch gewesen, nur daß im Katechismus neben dem Glauben auch die Liebe als eine der Cardinaltugenden steht und von einer solchen war bei dem Fürsten keine Rede. Er war diesem Gefühle so fremd, daß er vielleicht auch seine eigene Person nicht zu sehr liebte. Alles, was er für sich that, war, daß er seiner Eitelkeit Weihrauch streute und sich in den Kopf gesetzt hatte, seinen Staat groß und mächtig zu machen.

Von seinem Vater ganz und gar verschieden war der Kronprinz Carl. In seiner Kindheit sehr schwächlich, blieb sein Körper auch so, als er zum Jüngling herangewachsen war. Dies war eben die Ursache der Entfremdung seines Vaters. Wäre aus Carl ein Riese geworden, dann hätte er strohdumm sein können, so würde ihn sein Vater dennoch geliebt haben oder er hätte mit ihm wenigstens stolziren können, Carl war aber an seinem Hofe der Kleinste und der Schwächste, dabei bis zur Furchtsamkeit schüchtern, ohne jedoch verschlossen zu sein. Der Prinz hatte ein gutes Herz, solche Leute aber sind niemals verschlossen,

sie gleichen einem Anschlagzettel, auf welchem der Inhalt ihres Inneren der ganzen Welt angekündigt wird.

Auch in anderer Beziehung war der Sohn dem Vater ungleich. Während dieser für nichts als Staatsgeschäfte und Revuen Sinn hatte, Lektüre und Künste für etwas Ueberflüssiges hielt, war Carl für die Literatur im Allgemeinen sehr eingenommen, außerdem aber schwärmte er für Musik und hatte es im Flötenspielen ziemlich weit gebracht, während die Prinzessin Isabella eine ausgezeichnete Pianospielerin war.

Ich muß hier bemerken, daß diese fürstliche Familie nicht aus dem gegenwärtigen Jahrhunderte datirt, wenn ich demnach die Prinzessin eine ausgezeichnete Pianistin nenne, so gilt dies für die damaligen Zeiten, sie würde wohl kein Mendelssohn'sches oder Beethoven'sches, ja nicht einmal ein Czerny'sches Stück spielen haben können. Dasselbe ist von des Prinzen Flötenspiel zu verstehen.

Die Stunden, die Carl bei Isabella zubrachte, zählten zu den glücklichsten seines Lebens.

Wie ich oben bemerkt, war der Prinz für Lektüre sehr eingenommen, namentlich interessirten ihn die damals immer mehr in Mode kommenden philosophischen Werke, in welchen ziemlich freisinnige Principien aufgestellt wurden, so wie auch das von dem berühmten Hugo Groot verfaßte Naturrecht eines seiner Lieblingsbücher war.

In einem oder in mehreren dieser philosophischen Werke fand Prinz Carl sehr Vieles, was mit dem, wie es in den Gesetzen geboten wird, ganz und gar im Wider=

spruche stand und da man ihm auch sonst versicherte, die besten Gesetze seien diejenigen, die mit den Satzungen des Naturrechts am meisten harmoniren, diejenigen aber die mangelhaftesten und schlechtesten, die mit denselben im Widerspruche standen, mithin war das Naturrecht nach seiner Logik die Basis aller übrigen Rechte, und wenn ein Mensch sich streng nach den Lehren desselben hielt, dann müßte er jedenfalls ein ehrlicher Mann werden.

War dies Sophisterei oder waren seine Argumentationen richtig? Ich überlasse es meinen Lesern, darüber zu urtheilen. Ganz im Unrechte war er eben nicht, doch konnten ihn seine Annahmen auf eine falsche Fährte leiten und er wider die positiven Gesetze verstoßen.

Dies geschah auch richtig. Er fehlte darin, daß er Das, was er aus den Büchern gelernt, seiner Schwester mittheilte, sie folglich zu einer eben solchen Freidenkerin machte, wie er selber war, dabei führte er sie hierdurch auf einen Abweg, den, daß sie vor den Personen, die ihr einen guten Rath geben konnten, verschlossen blieb, sich folglich verstellte, zweitens aber faßt es eine Frau niemals so gut auf, welche Corollare sie aus philosophischen Sätzen ziehen dürfe und wie verschieden das Leben in der Praxis mit jenem in der Theorie ist.

Diese philosophischen Ausflüge des Prinzen mit der Prinzessin ins Gebiet der Utopien brachten sie endlich dahin, daß aus der geschwisterlichen Neigung, die sie zu einander fühlten, später eine platonische, endlich aber eine vollkommen ausgebildete Geschlechtsliebe entstand. Carl

stützte sich auf den Satz des Naturrechts, nach welchem es heißt, dieses erkenne keine verbotenen Grade der Blutsverwandtschaft.

So sehr sich aber der Prinz und die Prinzessin bemüht hatten, ihre gegenseitige Liebe vor aller Welt geheim zu halten, so kam doch später Alles ans Tageslicht, weil die Natur an ihnen zur Verrätherin wurde, und zwar bei ihr sehr auffallend sichtbar.

Der Scandal am Hofe des alten Fürsten war ungeheuer groß, so sehr er sich auch auf den engsten Cirkel beschränkte. Immerhin mußte der Hofarzt, ein paar Hofdamen und Kämmerer ins Geheimniß eingeweiht werden. Ganz vertuschen ließ sich das Geschehene nicht.

Am Aergsten wüthete der alte Fürst. Er ließ seinen Sohn sofort arretiren und auf eine Festung abführen. In der ersten Hitze des Vaters war dies noch ein Glück für den Sohn, daß er dem Ersteren aus den Augen kam; wer weiß, was sich sonst ereignet hätte.

Der Kronprinz kannte seinen Vater viel zu gut, als daß er nicht darauf gefaßt gewesen wäre, daß ihm das Aergste begegnen könnte, eben so wußte dies auch die Prinzessin Isabella und sie sann darüber nach, wie sie ihren Bruder retten könne. Der alte Fürst war ein so jähzorniger Mensch, daß sie es nicht wagen durfte, sich mit einer Bitte an ihn zu wenden. Ihn kümmerte ein Scandal mehr oder weniger nicht, hatte er doch bei einer Gelegenheit, als dazu viel weniger Ursache vorhanden war, seinen Stock gegen seinen Sohn erhoben, um ihn durch-

zubläuen, was auch geschehen wäre, wenn sich ein Adjutant für den Prinzen nicht opferte, indem er ihn bei Seite schob und den auf ihn gezielten Schlag selber auffing, wodurch er das gewann, daß Carl ihn Zeitlebens als seinen Freund behandelte und ihn, als er selber die Regentschaft übernahm, mit Ehrenstellen überhäufte.

Der alte Fürst hatte über die Handlung seines Sohnes ein Kriegsgericht ernannt, welches ihn verurtheilen sollte. Er bot den Mitgliedern auf, den Sohn nicht zu schonen und mit ihm wie mit einem anderen Verbrecher zu verfahren. Er gerieth zwar in Verlegenheit als ihn der Kriegsgerichts-Vorstand fragte, welches Verbrechen denn eigentlich der Kronprinz begangen, denn Niemand als einige der vertrautesten Hofherren wußten von dem Thatbestand. Der alte Fürst sagte, sein Sohn habe sich wider die Ehre des Fürstenhauses vergangen, dies sei Hochverrath. Dies genügte aber nicht, man konnte keine Klagschrift ohne Angabe des Thatbestandes formuliren. Dies brachte den Vater noch mehr in Wuth. Er sagte, er würde seinen Sohn ohne Weiteres erschießen lassen.

Alles dies hatte die Prinzessin Isabella gehört und sie hatte Jemanden gefunden, der ihr behilflich war, ihre Briefe an ihren Bruder zu befördern, daß dieser von Allem, was am Hofe geschah, Nachricht erhielt. Es gab keine andere Rettung für ihn, als eine Flucht aus dem Gefängnisse, wenn eine solche ermöglicht werden konnte.

Alle Welt sah es ein, daß der alte Fürst im Unrecht war. Man bedauerte den Prinzen allenthalben und ein

anderer Offizier machte sich anheischig, ihn zu befreien. Er ging mit einer gefälschten Ordre zum Commandanten der Festung, in welche der Fürst seinen Sohn einsperren ließ und täuschte ihn damit. Der Prinz sollte unter Escorte nach der Hauptstadt gebracht werden. Die Escorte aber betrank sich, d. h. der Offizier ließ den Leuten auf einer Station, wo sie anhielten, um zu übernachten, so viel Wein geben, der noch mit einem schlafbringenden Mittel versetzt war, daß sie einschliefen und bis an den nächsten Morgen auch nicht erwachten. Als aber dies geschah, sahen sie, daß ihr Gefangener sammt dem Escortecommandanten verschwunden war. Sie konnten nichts anderes thun, als zurückgehen und vom Geschehenen Meldung abstatten, was den Festungscommandanten in eine nicht geringe Verlegenheit setzte, obschon er die Ordre zu seiner Rechtfertigung hatte.

Die Verwirrung wurde nun immer größer. Der alte Fürst erfuhr die Flucht seines Sohnes, so wie auch von der begangenen Fälschung. Der Offizier, der sie begangen, wurde sofort arretirt, verhört, verurtheilt und erschossen, weil er den Prinzen gerettet hatte.

Als Carl von der geschehenen Hinrichtung seines Retters hörte, wollte er zurück zu seinem Vater, doch der Fürst, an dessen Hof er sich geflüchtet hatte, ließ ihn nicht fort, er unternahm es sogar, eine Versöhnung zwischen dem Vater und dem Sohne zuwege zu bringen und reiste ab.

Den vereinten Bitten dieses Fürsten, der Mutter, der Schwester und anderen Verwandten des Prinzen Carl ge=

lang es endlich, das Herz des wüthenden Vaters zu erweichen, er begnadigte seinen Sohn, doch durfte derselbe nicht mehr an den Hof kommen, so lange sich die Prinzessin Isabella ebenfalls dort befand, sondern erhielt in einer von der Residenz entlegenen Stadt ein Commando und sein Vater sah ihn zwei Jahre hindurch kein einziges Mal.

Es fand sich unter den kleinen Fürsten Einer, der, entweder weil er von dem geschehenen Scandale nichts erfahren hatte, denn dieses war eines jener Hofgeheimnisse, die glücklicherweise niemals dem Tageslicht der Oeffentlichkeit ausgesetzt worden waren, oder, selbst wenn er etwas Aehnliches ahnte, darüber ein Auge zudrückte, sich um die Hand der Prinzessin bewarb, die ihm auch sogleich gewährt wurde, obschon ihr Vater ganz andere glänzendere Aussichten mit ihr hatte.

Nach geschehener Trauung der Prinzessin und nachdem sie mit ihrem Gatten fortgereist war, erhielt der Prinz Carl die Erlaubniß, zurückzukehren.

Er hatte die Zeit seines zweijährigen Exils dazu benutzt, Kriegswissenschaften zu studieren, kannte seinen Julius Cäsar de bello gallico, seinen Polybius, Xenophon und Vauban's Befestigungskunst vollkommen, so daß, als ihn sein Vater bei einer Revue commandiren sah, er seine Augen aufriß und ganz erstaunt ausrief: „Potz Blitz! Dies hätte ich dem Carl nicht zugemuthet. Der Bursche exercirt ja die Leute, wie ein kleiner Generalissimus. Wie es doch gut ist, wenn man in Ungnade fällt, da lernt man etwas Ordentliches."

Die Versöhnung zwischen Vater und Sohn war eine aufrichtige, obschon das Verhältniß zwischen ihnen niemals zu einem herzlichen wurde. Der Sohn konnte nämlich seinem Vater die Hinrichtung des Freundes, der ihn aus der Gefangenschaft gerettet, niemals vergeben.

Der alte Fürst erreichte ein hohes Alter, so daß sein Sohn auch nicht mehr ein Jüngling war, als er zum Thron gelangte, da er bereits das dreißigste Jahr überschritten. Während der Regierungszeit seines Vaters stand Carl in einem Briefwechsel mit seiner Schwester Isabella, für die er noch stets dieselbe Anhänglichkeit fühlte, wie im ersten Momente seiner Liebe. Er fand aber nur selten Gelegenheit, in späteren Jahren mit ihr zusammen zu kommen, da Carl, als er zum Throne gelangte, seine Regierung mit einem Kriege begann, der viele Jahre währte; Carl hatte viel Lust zum Kriegshandwerke, dabei gab er aber auch seine philosophischen Bücher nicht ganz auf.

Carl war so vollkommen überzeugt davon, daß von dem stattgefundenen Verhältnisse zwischen ihm und seiner Schwester Niemand wußte, daß er sich niemals darüber beängstigte, es würde einmal doch ans Tageslicht kommen. Alle jene wenigen Personen, die davon wußten, namentlich der Hauptvertraute, der Hofarzt, waren gestorben und jede Spur der Vergangenheit schien gleichwie vertilgt. Der Fürst Carl aber — obschon er sich verheirathete und auch Kinder zeugte, blieb dem Frauengeschlechte entfremdet. Er lebte mit seiner Gattin auf steifem Fuße und liebte seine Kinder kaum ein wenig. Niemals konnte man ihn

mit ihnen spielen und sie herzen sehen, obschon er dafür sorgte, daß sie die beste Erziehung erhielten.

Das Aussterben der zarteren Gefühle aus seinem Herzen machte ihn später zu einen Cyniker, so zwar, daß er manchmal vierzehn Tage nicht Wäsche wechselte und seine Manschetten und sein Jabot waren ganz braun von Schnupftabak, denn er war ein starker Schnupfer. Zuweilen verlor er seine Tabaksdose und steckte den Schnupftabak nur in Düten in die Westentasche, so daß auch diese stets fleckig war. Anstatt den Frauen, hatte er einer anderen Gattung von Geschöpfen seine Neigung zugewandt. Er war ein außerordentlicher Hundeliebhaber, obwohl er niemals auf die Jagd ging. Dieser Liebhaberei hätte er es beinahe zu verdanken gehabt, daß er gefangen wurde. In einer der Schlachten, die für ihn mit der Niederlage seiner Armee endete, mußte er selber Reißaus nehmen und da die feindliche Reiterei auf seiner Spur war, verbarg er sich mit seinem Lieblingswindspiele unter einer Brücke, über welche die verfolgenden Husaren ritten. Ein Laut aus der Kehle des Hundes würde ihn verrathen haben. Das Thier war aber klug genug, die Gefahr zu erkennen, in der sein Herr schwebte, es legte sich zu seinen Füßen und stieß kein Knurren aus.

Es gab Menschen, die diese Liebhaberei Carl's für Hunde schlimmer deuten, als sie gedeutet zu werden verdient. Dies kommt daher, weil dieser Fürst einmal einen Soldaten, der sich eines gewissen abscheulichen Verbrechens schuldig gemacht und dafür zum Tode verurtheilt worden

war, begnadigte und darüber einen etwas obscönen Witz machte.

In Bezug auf die Geheimhaltung des Verhältnisses zu seiner Schwester hatte sich Carl dennoch getäuscht. Es gab wenigstens noch einen Menschen, der lebte und davon wußte.

Dieser Mensch war ein berühmter Taschenspieler und Spiritualist und gehörte der Secte der Swedenborgianer an. Er kam nach der Residenz des Fürsten, auf dessen Einladung und überraschte ihn mit solchen Kunststücken, die durchaus unenträthselbar waren. Er that aber noch mehr als dies und zwar stets ohne Vorbereitung.

Eines Tages hatte der Fürst dem wachthabenden Soldaten den Befehl gegeben, Niemand, nicht einmal seinen beliebten Taschenspieler, eintreten zu lassen. Dieser kam zur gewöhnlichen Stunde und als ihm der Eingang zum Fürsten verwehrt wurde, nahm er auf einem Stuhle im Vorzimmer Platz. Carl war in seinem Schreibezimmer beschäftigt, er suchte ein gewisses Document, ohne es gleich zu finden, da ertönte an seiner Seite die Stimme des Taschenspielers: „Schubfach B. unter Nr. 24." Das Document war wirklich dort. Wüthend darüber, daß die Wache den Taschenspieler eingelassen, ging der Fürst ins Vorzimmer und erblickte den Letzteren auf dem Stuhle. Der Soldat schwur darauf, der Mann habe seinen Sitz nicht eine Secunde verlassen. Der Taschenspieler wiederholte dieses Manöver noch zweimal, um den König von seiner Kunst in der Magie noch mehr zu überzeugen, da

derselbe an dieser zweifelte und Alles für Charlatanerie hielt, so zwar, daß ihn nicht einmal dieser letzte Beweis überzeugte.

„Ich werde an Ihre Kunst glauben und an dem Spiritualismus nicht mehr zweifeln, wenn sie mir Das errathen, worüber ich im gegenwärtigen Augenblicke denke und an was ich mich in dieser Minute erinnere. Blicken Sie nach der Uhr und sagen Sie mir morgen um diese Stunde, an was ich gedacht hatte. Ich will es aufschreiben und den Zettel bei mir behalten.“

Der Fürst that, wie er gesagt hatte. Er schrieb in wenigen Worten das Ereigniß auf, worüber er nachdachte. Der Taschenspieler wurde auf seinen eigenen Wunsch in ein leeres Zimmer gesperrt, wo er, wie er sagte, sich mit seinen Familiargeistern berathen konnte und ward erst am nächsten Tage frei.

„Hier, in dieser Fensterbrüstung“, sprach der Taschenspieler zum Fürsten, „wurde von Ihnen und Ihrer Schwester darüber gesprochen, daß Sie Ihren Vater —“

„Halt!“ fuhr der Fürst auf. „Sie wissen es! Genug! Ein Mensch, der davon weiß, darf nicht in meinen Staaten sich aufhalten!“ Worauf der Taschenspieler den Befehl erhielt, die Hauptstadt und den Staat binnen 24 Stunden zu verlassen.

VII.

Die Hofgeheimnisse. — Ueber die Legitimität der Geburten. — Der Fürst und sein Neffe. — Die Maitresse des Letzteren. — Schnell nach einander folgende Todesfälle der Söhne des Fürsten. — Er verheirathet sich neuerdings und stirbt bald nach Geburt seines jüngsten Knaben. — Tod des Kronprinzen, durch welchen sein Vetter Regent wird. — Der räthselhafte Junge. — Seine Kleidung, das Schloß und die fremde Sprache. — Der Bojar. — Reise nach Siebenbürgen und Wien. — Eine wahnsinnige Dame.

Viele der Hofscandale und Geheimnisse hoher Personen sind durch den Zufall, andere zufolge der Plauderhaftigkeit einiger Personen, wieder andere aus Aufzeichnungen und Memoiren, endlich andere durch aufgefangene Briefe — und sogar — wie ich davon einmal gesprochen, durch Beichten entdeckt worden. — Das Letztere ereignete sich sehr oft, ja, ich bin davon überzeugt, daß mit dem Sturze des Papstthums noch viel mehr Geheimnisse zum Vorschein kommen werden, als man sich träumen läßt, wenn der Inhalt der vatikanischen Bibliothek dem Auge der Welt nicht mehr entzogen werden wird. Es ist mög-

lich, daß eben der Besitz dieser Schriften das katholische Pfaffenthum so stark macht, mit diesen halten sie viele hohe Personen im Schach, so daß es in ihrem Interesse liegen muß, das Papstthum und den Katholicismus aufrecht zu erhalten, wenn sie sich der Gefahr nicht aussetzen wollen, den Nimbus, der ihre für geheiligt gehaltenen Personen umgiebt, zu verlieren.

Diese Gefahr liegt namentlich in der Legitimitätsfrage mancher Abkömmlinge gewisser Herrscherhäuser, in welchen es Damen gab, die sich über gewisse Scrupeln hinwegsetzten und der Legitimität der Nachfolger Balken durch das Wappen legten. Um noch deutlicher zu sprechen, erinnere ich meine Leser an Das, was ich über die Legitimität der Nachkommen Heinrich's IV. von Frankreich gesagt und was sich auch auf andere Fürstenhäuser anwenden läßt.

Ich weiß nicht, ob bei manchen deutschen und anderen protestantischen Fürsten zur Zeit der Reformation auch der Unfug und die Gefährlichkeit der Ohrenbeichte vorgeschwebt hatte, ob sie nicht geahnt, daß solche Sündenregister schriftlich abgefaßt im Vatikan existirten. Sie hatten es damals riskirt, die katholische Religion mit der protestantischen zu vertauschen, es mochte daraus was immer folgen. Die Gefahr war eigentlich nicht gar so groß. Die Pfaffen durften mit diesen Sündenregistern nicht hervortreten, weil ihr Risiko dabei vielleicht noch größer gewesen wäre, als das der Fürsten — denen, wie Kaiser Joseph II. zu sagen pflegte, hunderttausende von Bayonetten zu Diensten

standen, die Ausplauderer würden vielleicht noch ärger bestraft worden sein, als diejenigen Personen, über die sie geplaudert hatten.

Jetzt darf man nicht mehr fürchten, daß die Geheimnisse der protestantischen Höfe durch diesen Canal verrathen werden würden, da es keine Ohrenbeichten mehr giebt, wenigstens nicht in den protestantischen Ländern. Wenn es also bei den protestantischen Höfen derartige Geheimnisse giebt, die eine ewige Vertuschung erheischen, so werden diese nicht durch die Ohrenbeichte, sondern auf eine andere Weise entdeckt werden.

Bei den meisten Höfen war, ist und bleibt die Legitimitätsfrage der Regenten die zarteste.

Beispiele von solchen Brüdern, wie Claudius in Shakespeare's Hamlet, von solchen Damen, wie die Kaiserin Elisabeth von Rußland, kamen auch anderwärts vor. Habsucht und Ehrgeiz spielen nirgends eine so hervorragende Rolle, wie an den Höfen. Diesen zwei Leidenschaften werden jetzt eben so gut Opfer gebracht, wie man sie vor Jahrtausenden gebracht hatte. Es ist jetzt vielleicht noch schlimmer, als damals, die betreffenden Personen ziehen es vor, sich ohne Gefahr des Thrones zu bemächtigen, als einen Krieg zu beginnen, der mit einem Zweikampfe, wie zwischen Eteokles und Polynikes, endete.

Dem Genie Richelieu's danken die Höfe den Ausdruck: „unterdrücken“ (supprimer). Ich verstehe nicht die Unterdrückung des Volks, eines Glaubensbekenntnisses oder einer gewissen Kaste, sondern diejenige einzelner Personen,

wie dies z. B. mit dem Manne mit der eisernen Maske geschah. Man läßt eine Person, welche gewisse unbestreitbare Rechte besitzt, verschwinden, damit sie einem anderen Menschen Platz mache, der ehrgeizig genug ist, um in der Wahl der Mittel nicht skrupulös zu sein.

Solche Fälle haben sich in Privatfamilien auch ereignet. Das Mitglied der Familie, welches größere Rechte und Ansprüche besaß, wurde unterdrückt, oder aus dem Wege geräumt, zuweilen für ewig, nämlich durch Gift oder sonst eine andere gewaltsame Todesart.

Wie in dem vorhergehenden Abschnitt, so will ich auch jetzt eine Begebenheit schreiben, die zu seiner Zeit viel Lärmens machte und bis auf den heutigen Tag unenthüllt geblieben ist, weil eine der Personen, die bei dem Ereignisse die hervorragendste Rolle gespielt hatte, zu schnell dem Schauplatze, auf welchem sie auftrat, durch den Tod entrissen worden war, ehe sie ihre Verstandeskräfte zu einer vollkommenen Erinnerung an die Vergangenheit entfaltet hatte.

In einer commerziellen Stadt Deutschlands machte das Finden eines Knaben, der sich im Zustande eines vollkommenen Cretinismus befand, bedeutendes Aufsehen. Alle Journale waren darüber voll, diesen Knaben entweder als einen Idioten oder als einen Betrüger auszuschreien.

Er war das Erstere nicht, weil er durch eine nachherige Erziehung ausgebildet werden konnte und Alles so lernte wie jeder mit gesunden Sinnen begabte Mensch. Das Letztere konnte er auch nicht gewesen sein, denn er

war viel zu jung, um einen Betrug so consequent durchführen zu können, wie es dieser Knabe gethan haben mußte.

Das, was er von seiner Vergangenheit erzählt, war in manchen Stücken sehr verworren und unklar, während er in seinen Aussagen bezüglich anderer Details sich stets consequent blieb. Man konnte nichts Anderes glauben, als daß der Junge das Opfer eines von anderen Menschen begangenen Verbrechens sei.

Bei einigen Personen werden gewisse Vorurtheile schon seit frühester Kindheit so zu sagen hineingebrannt, daß sie sich für diese sogar zu opfern bereit sind. Wie viele Menschen haben aus religiösem Fanatismus die grausamsten Qualen erduldet, ohne in ihrem Glauben wankend gemacht zu werden, wie viele Menschen haben sich aus Loyalität für gewisse Personen und für das monarchische Princip dahin schlachten lassen, wie es nicht zu leugnen ist, daß auch das viel erhabenere Princip des Patriotismus und des Republikanismus eine Menge Märtyrer gehabt hat.

Manche Menschen hatten es in der Loyalität bis zur Lächerlichkeit getrieben. Sie haben sich, ohne einen Dank dafür zu haben, selbst ohne die Hoffnung, daß ihre Aufopferung einmal — vielleicht erst nach Jahrhunderten — anerkannt werden würde, einer Dynastie, dem guten Rufe derselben freiwillig zum Opfer angeboten und bluteten dafür.

Eine Dame aus einem hocharistokratischen Hause that

etwas Aehnliches, als sie das Publikum dadurch täuschte, daß sie ihren guten Ruf aufs Spiel setzte, ja sogar hinopferte, um denjenigen eines Regentenhauses zu retten, indem sie den allgemeinen Verdacht von diesem auf sich lenkte.

Der Fürst eines nicht zu großen Landes hatte bereits ein hohes Alter erreicht, ohne Leibeserben zu haben. Die Mädchenkinder durften nach den Grundgesetzen des Landes den Thron nicht besteigen. Er hatte aber nur solche. Von den vier Knaben, mit welchen ihn seine beiden Gattinnen beschenkt hatten, starb der erste zwei Tage nach der Geburt, er fiel zufolge der Ungeschicklichkeit einer Wärterin in die Badekufe und ertrank; das zweite und dritte starben an der häutigen Bräune; des vierten Tod war etwas räthselhaft; er soll zu viel Himbeermuß gegessen und an einer Indigestion gestorben sein. Es gehört wahrlich ein Glauben dazu, der Felsen zu bewegen im Stande ist, um dies als Wahrheit gelten zu lassen.

Nichts war natürlicher, als daß zufolge des Mangels an Descendenten die Seitenlinie auf den Thron gelange. Der Fürst hatte einen Bruder gehabt, mit dem er niemas harmonirt, ebenso wenig konnte er dessen Sohn, seinen Neffen leiden. Es war keine grundlose Antipathie, die den Regenten seinen beiden nächsten Verwandten entfremdet hatte, sondern eine wirkliche Ursache vorhanden. Sowohl der eine wie der andere waren Intriganten, Klätscher und Verschwender. Der Neffe hatte eine Schauspielerin zur Maitresse, was in jenem Staate, wo die Leute sehr prüde

waren, böses Blut machte, um so mehr, da man wußte, wie das Volk Steuern zahlte, damit die Launen dieses Weibes befriedigt werden. Der Finanzminister steckte mit diesem Neffen des Regierenden unter einer Decke und zu einer Zeit, als sich diese Begebenheiten ereigneten, war die Idee einer Constitution, eines Parlaments und verantwortlichen Ministeriums etwas ganz Unbekanntes. Wenn das Volk unzufrieden war und die Steuern verweigerte, bekam es Militärexecutionen über den Hals, wie dies übrigens auch noch jetzt zuweilen der Fall ist, der Unterschied ist höchstens der, daß die Besteuerung und die Executionen jetzt gesetzlich sind.

Der Neffe des Fürsten versuchte alles Mögliche, um sich bei seinem Oheim einzuschmeicheln und ihn zu bewegen, daß er die Lasten der Regierung auf seine Schultern lege, der Fürst aber hielt sich für stark genug, um sie selber zu tragen, ja, um seine Kräfte noch mehr darzuthun, hatte er sich nach erreichtem 70. Jahre entschlossen, noch einmal zu heirathen.

Diese Heirath war ein Strich durch die Rechnung des Neffen, er dachte aber nicht daran, daß die Gattin eines so alten Mannes, wenn sie ihm treu blieb, ihn mit einem Knaben beschenken könnte. Nichtsdestoweniger geschah dies. Die Fürstin zeigte ihrem Gatten an, sie befinde sich in interessanten Umständen und zur bestimmten Zeit brachte sie einen gesunden Knaben zur Welt.

Somit waren die Hoffnungen des Neffen vernichtet

und zwar in dem Momente, in welchem er seiner Sache gewiß zu sein glaubte, denn der Vater überlebte die Geburt seines Sohnes nur wenige Monate.

Somit mußte der Neffe bei seinem Vetter, einem Säugling, die Vormundschaft führen, was auch geschah.

Gleichwie die vier Söhne des verstorbenen Fürsten in ihrem Kindesalter starben, so zeigten sich auch beängstigende Symptome bei dem legitimen Thronfolger, wenigstens sprach sich der Hofarzt in einer Weise über den Gesundheitszustand des Prinzen aus, die diesem kein langes Leben prognosticirte. Wovor sich das Volk gefürchtet hatte, traf endlich ein, der Sohn des alten, allgemein geliebten Fürsten starb und nun stand der Thronbesteigung seines Vetters nichts im Wege. Die Mutter des verstorbenen Prinzen zog sich auf ein schön gelegenes Schloß zurück, ohne sich jemals bei Hofe blicken zu lassen. Man sprach von einem Familienscandale und die Wittwe soll den nunmehrigen Prinzen sammt seiner Maitresse eine Bande von Giftmischern genannt haben. Der Fürst rieb sich die Hände dabei und sagte: „mit dem Schmerze einer Mutter muß man Nachsicht haben.“

Etwa zehn Jahre nach dem Tode des prinzlichen Kindes ereignete sich der von mir oben erwähnte Fall von dem Finden eines Kindes. In dem Fürstenthume aber, von welchem ich spreche, fand unter dem Hofstaate eine große Veränderung statt. Personen, die man für die einflußreichsten gehalten und geglaubt hatte, ihr Verbleiben

in den Aemtern sei für die Ewigkeit gesichert, wurden pensionirt oder einfach entlassen, zwei derselben kamen sogar, ohne daß man es wußte, weshalb, nach einer Festung, wo sie zufolge einer verderblichen Kabinetsjustiz bis an ihr Lebensende blieben und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man sie nur in Verdacht hatte, sie mochten etwas ausgeplaudert haben, ohne es bestimmen zu können, was es eigentlich gewesen, was sie verrathen. Nur sehr Wenige wußten davon, daß diese Unglücklichen sich im Gefängnisse befanden, sie waren verschwunden und man hatte ausgesprengt, sie haben eine wichtige politische Mission erhalten.

Dem panischen Schrecken und der Verwirrung, die die Nachricht des Auffindens eines räthselhaften Knaben auf öffentlicher Straße bei Hofe verursacht hatte, folgte ein Zusammenstecken der Köpfe und Berathungen darüber, was man jetzt am ehesten thun sollte.

Ob es bei dem Knaben eine Hallucination seiner Phantasie gewesen oder Wirklichkeit, daß man ihm, selbst nachdem er sich in solchen Händen befand, wo ihm nichts Schlimmes widerfahren konnte, damit gedroht hatte, man würde ihn umbringen, wenn er von seinem Leben in der Gefangenschaft etwas erzählte, ist schwer zu sagen, denn er sprach manchmal von allerlei Dingen, die mit einander in gar keiner Verbindung standen, mithin waren seine Aussagen über seine Vergangenheit sehr confus, er wußte kaum den Unterschied von seinen wenigen Bekannten anzugeben und zu sagen, ob dieselben ein paar Knaben oder

ein paar Mädchen gewesen, die er gesehen hatte, ehe er in das unterirdische Gewölbe gesperrt wurde.

Man mußte doch, währenddem dieser unglückliche Knabe eingesperrt gewesen, daran gedacht haben, daß diese That einst entdeckt werden könnte und man hatte sogar auf diesen Fall Vorkehrungen getroffen, damit Leute, die Lust haben könnten, die Urheber dieser Schandthat auszustöbern, in Verwirrung gebracht werden und man sie anderswohin auf eine falsche Fährte führte. Dies zeigte sich in verschiedenen Kleinigkeiten und zwar:

Erstens: hatte der Knabe, als er auf der Straße gefunden worden war, ganz die Kleidung, wie sie Kinder jenes Landes, wo er zum ersten Mal in der Oeffentlichkeit erschien, zu tragen pflegen. Als er dann auf das Rathhaus gebracht wurde, wo man mit ihm die ersten Untersuchungen anstellte, wobei man ihn auch entkleidete, fand man sein Unterbeinkleid im Schnitt ganz verschieden von jenen, wie sie sonst getragen werden. Er hatte nämlich eine breitschößige, unten gefranste Gatya, die Bekleidung der ungarischen Bauern, doch von besserer Leinwand, wie sie auch Herren zu tragen pflegen.

Zweitens: Obschon er zumeist deutsch sprach, so mengte er in diese Sprache auch Worte eines ganz fremdartigen Dialektes ein, den Niemand verstand. Erst später, nach mehren Monaten, als ein walachischer Bojar durch die Stadt reiste und, von Neugierde getrieben, das Haus besuchte, in welchem der Knabe von wohlthätigen Menschen

als Pflegekind angenommen worden war, erkannte er in den fremden Worten seine Nationalsprache, nebenbei auch einige ungarische Flüche, so wie derselbe Bojar auch behauptete, die Aussprache des Knaben gliche am meisten der ungarischen. Er sprach später auch ungarisch zu ihm, da der Bojar die Sprache kannte, doch der Knabe konnte ihm weder in der ungarischen noch in der walachischen Sprache antworten. Auf die an den Knaben gestellte Frage, von wem er die ungarischen und walachischen Worte gehört, entgegnete er, von seinem Vater, denselben, der ihm täglich sein Essen brachte und ihn einmal sogar geschlagen hatte.

Drittens: Beschrieb er die Gegend, die er einmal gesehen, er wußte es jedoch nicht anzugeben, ob es in Wirklichkeit gewesen oder ob es nur ein Traum war. Er sprach von einem Schlosse, größtentheils schon in Ruinen, er glaubte, man hatte es Hunyad genannt, dort müsse seine Heimath sein. Das Schloß Hunyad befindet sich in Siebenbürgen und glich der Beschreibung, die der Knabe davon machte, so ziemlich. Sein Pflegevater unternahm nur deswegen eine Reise mit ihm und führte ihn nach Siebenbürgen. Als sie aber nach Hunyad kamen, erkannte der Knabe den Ort nicht, er meinte, in der Nähe des Schlosses gebe es einen großen See mit Schwänen. Als sie dann später zurückreisten, bei welcher Gelegenheit sie nach Wien und das kaiserliche Lustschloß Laxenburg kamen, sagte er Junge, hier sei es gewesen, wo er öfters

gelustwandelt, als er noch ganz klein gewesen, so wie er auch einiger Plätze und Straßen sich erinnerte.

Man gerieth hierdurch auf den Gedanken, der Knabe müsse aus Oesterreich stammen und die ersten Jahre seines Lebens hier zugebracht haben. Diese Annahme wurde noch durch einen mysteriösen Fall mit einer Dame hohen Ranges bestätigt, die, als man ihr erzählte, jener Knabe, von dem man in den Journalen so viel gesprochen, sei in Wien gewesen, um seine Eltern aufzufinden, darüber wahnsinnig wurde und in eine Privatirrenanstalt kam, wo sie stets von ihrem lieben Sohne, Béla, der jetzt 12 Jahre sein mußte, sprach.

Dieses Phantasiren der Dame war aber insoweit verdächtig, daß es sich nur zeigte, wenn fremde Menschen die Anstalt besuchten. Sie wurde auch nach 3 Monaten als vollkommen geheilt aus der Anstalt entlassen. Der Eigenthümer der Anstalt äußerte sich aber, er wäre von vornherein überzeugt gewesen, die Dame sei nicht geisteskrank, sondern verstelle sich nur.

Diese Dame war die Gattin eines ungarischen Magnaten, doch von Geburt eine Deutsche und ehemals eine intime Freundin der Maitresse des Fürsten, von dem ich oben gesprochen.

Das Geschrei der Zeitungen über den räthselhaften Knaben, der allgemeines Interesse erregte, hörte nicht auf und ein Engländer hatte sich vorgenommen, seine Herkunft zu erfahren. Er ließ es sich viel Geld kosten und es schien, als käme er der Fährte immer näher.

– Der Fürst und seine Maitresse waren sehr unruhig, so oft sie in den Zeitungen über den Knaben lasen und die verwittwete Fürstin hatte an den Engländer geschrieben und bat ihn, er möge sie besuchen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in ihr ein Verdacht bezüglich des Todes ihres Kindes aufgestiegen war. Dieses war so schnell nach seinem Hinscheiden begraben worden, der Mutter selbst kam es in den letzten Tagen seines Lebens gar nicht zu Gesicht, weil der Arzt behauptete, die Krankheit, an der es gestorben, sei eine ansteckende gewesen. Es fiel ihr vielleicht das Leichenbegängniß Don Sebastian's von Portugal auch ein, als man diesem König einen fremden Leichnam unterschob, und sie wußte nur zu gut, wie der Neffe ihres seligen Gatten noch bei Lebzeiten des Letzteren immer darauf gedrungen hatte, sein Oheim möge ihn zu seinem Thronfolger bestimmen, sie selber hatte ihn ja im Verdacht der Giftmischerei, da sie, wie oben erwähnt, ihn und seine Maitresse eine Bande von Giftmischern nannte.

Der Engländer hatte mit der Wittwe eine Zusammenkunft und sie theilte ihm ihren Verdacht mit. Er hatte demnach einen Anhaltspunkt und wußte, in welcher Richtung er nachforschen mußte. Somit drohte dem Fürsten die größte Compromission.

Hätte er den Knaben gleich ermorden lassen, so würde er später nichts zu befürchten gehabt haben. Es giebt aber Leute, die sich scheuen, ein Verbrechen ganz zu begehen, und es nur zur Hälfte thun. Glauben sie dadurch ihre

Schuld zu vermindern? Messen sie die Größe der Verbrechen ab? Wer weiß.

Jetzt aber mußte es dennoch ausgeführt werden. Es war nicht genug, daß man den legitimen Thronfolger unterdrückt hatte, die Nothwendigkeit gebot seinen Tod.

Es ist beinahe unnöthig zu sagen, daß alle Anzeichen darauf deuteten, der auf der Straße gefundene, in einem Kerker erzogene Knabe sei der Sohn des verstorbenen Fürsten, mithin der legitime Erbe des Thrones gewesen. Die Gattin jenes ungarischen Grafen, von der ich oben gesprochen, verfiel in eine schwere Krankheit, die dann in wirklichen Wahnsinn ausartete, mithin konnte man diese Krankheit als eine Strafe Gottes betrachten. Sie sprach nun in ihrem Delirium sehr oft von dem Knaben, von seinem Vater, dem verstorbenen, und seinem Vetter, dem lebenden Fürsten, und der Engländer, der sich alle Data sammelte, notirte sich jedes ihrer Worte.

Es wurde demnach auf das Leben des Knaben ein Attentat verübt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Mann, der nach seinem Leben trachtete, derselbe gewesen sein mußte, der ihm auch im unterirdischen Gewölbe die Nahrung zugetragen hatte; obschon er einen falschen Bart und eine Perrücke trug, doch glaubte ihn der Knabe erkannt zu haben.

Er hatte ihn übrigens nur leicht verwundet und der Knabe genas in kurzer Zeit.

Nachdem der erste Versuch mißlungen war und der

Engländer in seinen Nachforschungen nicht nachließ, mußte das Attentat wiederholt werden.

Der Knabe war ein sanfter und sehr fleißiger Junge, den die ganze Welt liebte, und es gab Leute, die behaupteten, er sehe dem verstorbenen Fürsten sehr gleich, als dieser selber noch jung war, man verglich sogar die Porträts dieses Fürsten aus seinem Knabenalter mit dem mysteriösen Findling und fand die Bemerkung in Bezug auf die Aehnlichkeit richtig.

Es waren einige Monate nach dem ersten Attentat vergangen, als der Knabe von unbekannter Hand einen Brief erhielt, in welchem ihm Enthüllungen über seine Eltern versprochen wurden, es wurde ihm aber in dem Briefe auf's Strengste geboten, keinem Menschen etwas davon zu sagen, widrigenfalls er Gefahr liefe, ermordet zu werden. Der Knabe, dessen einziger Wunsch darin bestand, seine Eltern kennen zu lernen und auch nicht ganz frei von Ehrgeiz war, da man ihm eingeredet hatte, er stamme aus einer fürstlichen Familie, folgte dem Rufe und kam zur bestimmten Stunde in den Garten, wo er den Briefsteller zu finden hoffte.

Derselbe Mann, der gegen des Knaben Leben schon einmal ein Attentat verübt hatte, trat aus einem Gebüsch hervor, der Knabe stieß bei seinem Anblick einen gellenden Schrei aus, worauf der Fremde ihm ein Messer in die Brust stieß und spurlos verschwand.

Die Wunde war tödtlich. Der Knabe aber schleppte sich noch bis an das Haus seiner Pflegeeltern, erzählte in

wenigen Worten was ihm begegnet und verschied in den Armen seiner Pflegemutter, die sich die herbsten Vorwürfe darüber machte, daß sie ihn aus den Augen gelassen.

Nun konnte der Fürst frei athmen und damit es gar keine Mitwisser des Verbrechens gebe, wurde er auch bald durch den Tod seiner Maitresse und einem Manne befreit, dessen Aeußeres ganz demjenigen glich, der den Knaben ermordet hatte. Diese beiden Personen starben an Starrkrampf, eine Krankheit, deren Symptome mit jenen der Vergiftung durch Strychnin und Brucin identisch sind.

VIII.

Die Fürsten Deutschlands im 19. Jahrhundert. — Zwei fürstliche Kunstmäcenaten. — Der Sohn, der seinem Vater nachgeräth. — Er zieht die Gebilde der Kunst denen der Natur vor. — Eine Tochter von Erin. — Ihr Balletdebüt. — Reise nach Spanien. — Der Schiffskapitän, ihr Gatte. — Ihr Auftreten in Deutschland. — Ihr Liebesverhältniß. — Ihre guten und schlimmen Eigenschaften. — Sie wird Gräfin. — Wird aus Deutschland vertrieben. — Ihr und ihres fürstlichen Geliebten weitere Schicksale.

Europa und namentlich Deutschland erhielt eine namhafte Umgestaltung zu Anfang dieses Jahrhunderts. Die Churfürstenthümer und der deutsche Kaisertitel wurden abgeschafft, dafür aber entstanden vier neue Königreiche, eine Menge kleiner Fürsten wurden mediatisirt, wodurch denn die größeren und übriggebliebenen einen Länderzuwachs erhielten. Der Mann, der sie in dieser Weise bereichert hatte, mußte von ihnen als ein Wohlthäter betrachtet werden; es war also kein Wunder, daß sie sich mit ihm

gegen zwei andere größere Fürsten, als sie selber waren, alliirten, da sie dadurch noch immer eine Vergrößerung ihrer Staaten zu erzielen hofften. Dieser Wohlthäter der kleinen deutschen Fürsten war Napoleon I., die beiden deutschen Fürsten, die von ihren Ländern viel eingebüßt hatten, der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen, und die kleinen Fürsten, die bei diesem Länderraub gewonnen hatten, die Mitglieder des Rheinbundes.

Wenn sich aber die von Napoleon derart bereicherten Fürsten auch dem Wohlthäter verpflichtet fühlten, so war dies bei dem Volke selbst nicht auch der Fall. Napoleon I. war überall in Deutschland verhaßt, und wie weit dieser Haß ging, dies bewiesen die deutschen Truppen in der Schlacht bei Leipzig, wo sie insgesammt zu den Verbündeten übergingen.

Unter diesen Fürsten gab es Einige, die in ihren Staaten viel nützliche Neuerungen einbrachten, namentlich waren zwei von ihnen große Kunstmäcenaten. Der Eine schwärmte für die Dichtkunst, namentlich für die dramatische Muse, weil in seinem kleinen Lande ein großer Dichter — gleichzeitig auch Dramendichter — geboren ward, der selbst bei Napoleon so in Ansehen stand, daß dieser sagte, er wünschte nur deshalb Souverän des kleinen Landes zu sein, um den großen Dichter seinen Unterthan nennen zu können. Der Souverän schätzte aber das Talent so sehr, daß er den Dichter zu seinem Minister nahm.

Der andere Kunstmäcenat zog Plastik und Malerei der Dichtkunst vor und bildete aus seiner Residenz ein

neues kleines Athen, wo er den Kabineten, in welchen Statuen und Gemälde oder Bücher aufbewahrt wurden, griechische Benennungen gab, wahrscheinlich weil er die griechische Sprache für wohlklingender, gelehrter und classischer hielt, als die deutsche. Solche Liebhaber des Antiken sind eben keine Seltenheit.

Der alte Fürst war so sehr für die Kunst eingenommen, daß er überall, wohin er ging, Gemälde oder Statuen zusammenkaufte und sein Bestreben ging dahin, diese Liebhaberei auch seinem Nachfolger, seinem Sohne, einzupflanzen.

Er ließ seinen Sohn demgemäß erziehen, daß dieser auch für nichts sonst Sinn hatte, als für die Kunst. Einer seiner Minister begleitete den Thronfolger auf allen Reisen, und es gereichte dem Vater zur größten Befriedigung, als er sah, wie sehr sein Sohn ihm nachgerathe, ja er übertrieb es sogar, denn er zog die Gebilde der Kunst jenen der Natur bei Weitem vor. Er schenkte einem Maler ein schönes Schloß sammt Park und Feldern für ein Bild dieses Schlosses.

Nicht anders war es bei Porträts und historischen Gemälden. Der Prinz und später regierender Fürst war ganz wie vernarrt in die Madonnen eines Rafael, die Magdalenen eines Guido, die Heben eines Correggio, die Psychen eines Luca Giordano und die Venusgestalten eines Tizian, während er für lebende Schönheiten gar keine Augen hatte.

Das Maitressenthum, welches sonst überall an den

Höfen eingebürgert war, hatte an dem kunstsinnigen Fürsten keinen Beschützer gefunden. Er war kalt und beinahe prüde. Es war verboten, in seiner Gegenwart einen Gegenstand zu berühren, der sein feineres Gefühl verletzen konnte. Mit einem Worte, die Frau, die dieses kalten Fürsten Herz hätte rühren können, schien noch nicht geboren zu sein, und die Bohème galante seines Landes gab ihn als verloren auf.

Sie war in seinem Staate wirklich nicht geboren, sondern im Auslande.

In dem schönen Erin, wo alles so wohlfeil ist, doch wo es kein Geld giebt, um auch das Wohlfeilste zu kaufen, giebt es zweierlei Gattungen lebender Wesen, die an Schönheit allen übrigen derselben Species voranstehen. Schöne Weiber und schöne Pferde. Die Irländerinnen haben in ihrem Aeußeren so gar nichts von den Nordländerinnen anderer Länder, sie gleichen ihnen nur insofern, daß die meisten Frauen dieser Nation blauäugig sind. Sie können ihre Schönheit, wenn sie sie verwerthen wollen, in ihrer Heimath nicht an den Mann bringen, weil es dort wenige reiche Leute giebt; sie ziehen es demnach vor, Kunstreisen im Auslande zu machen und werden überall ihrer Schönheit wegen für sehr gesucht gehalten.

Eine dieser Schönheiten, Miß Betsey Sullivan — ich gebe ihr diesen Namen, weil er der häufigste in Irland ist — hatte einen schönen Fuß und eine Leidenschaft für den Tanz. Jemand hatte ihr eingeredet, sie könnte ihr Glück machen, wenn sie sich zur Ballettänzerin heran=

bilden ließe, und sie befolgte den Rath, ging nach London und ward Chortänzerin im Ballet des Drurylane=Theaters.

Sie war eine so gelehrige Schülerin, daß sie es in der Kunst Terpsichore's auf eine hohe Stufe brachte.

Das Sprichwort: nemo propheta in patria (niemand ist Prophet in seiner Heimath) ward auch bei der schönen Tänzerin bewahrheitet. Sie konnte in London kein Glück machen, weder auf der Bühne oder hinter den Coulissen, wo sich Galans einzufinden pflegen, noch in der Coalhole, wo sie als Göttin im Tricot in plastischen Tableaux figurirte, noch auch in ihren Abend= und Nachmittagpromenaden in Regentstreet, Haymarket, Piccadilly, Pallmall und Burlington Arcaden, ja nicht einmal in den berüchtigten Argyll rooms. Es gelang ihr zwar, ephemere — einige Tage währende — Liebesverhältnisse anzuknüpfen, diese brachten ihr aber kaum so viel ein, daß sie davon ihre Ballettoilette und ihren Lebensunterhalt zu bestreiten im Stande war, denn Miß Betsey lebte gerne gut und hielt sehr viel auf eine elegante Toilette. Ihre Liebschaften und ihr kärgliches Theaterhonorar brachten ihr nicht viel ein.

Man nannte sie allgemein die Spanierin, weil sie die Cachucha tanzte und auch sonst das Aussehen einer Tochter Iberiens hatte, namentlich zeichnete sie sich durch ihre dunklen Locken, ihre sehr schönen Brauen und ihre einen Zoll langen Augenwimpern aus.

Dieser Spitzname brachte sie auf den Gedanken, sich für eine Spanierin auszugeben; um dies aber thun zu können, mußte sie auch gut spanisch sprechen und das Land

genau kennen. Sie kundschaftete in den London-Docks einen Schiffscapitän aus, der nach San Sebastian segelte, um mit ihm nach Spanien zu reisen. Es war ein Irländer. Er fand Betsey so schön, daß er ihr nicht nur die Kosten der Ueberfahrt erließ, sondern ihr noch einen Zehrpfennig gab, damit sie nach Madrid und Sevilla reisen konnte. Sie lernte die graciösen spanischen Tänze auf den Straßen von Sevilla und die Manolas (Lustdirnen) waren ihre besten Freundinnen. Es gelang ihr aber nicht, ein Engagement auf einer der Bühnen zu erhalten.

Welche Abenteuer sie im Lande der goldenen Sonne gehabt, darüber hat sie weder in ihren Memoiren, noch in ihren Vorlesungen — denn sie gab in späteren Jahren auch solche — etwas gesagt. Es ist aber gewiß, daß sie mit dem irischen Schiffscapitain, der sie nach Spanien gebracht, noch öfter zusammentraf und dieser geleitete sie endlich wieder in ihre Heimath zurück. Ob sie sich mit ihm verheirathet hatte, ist nicht gewiß, nur so viel, daß sie eine Zeit lang als seine Gattin galt. Möglich, daß es eine Art schottischer Trauung war, wo es genügt, wenn man sagt, man sei mit Jemandem verheirathet.

Später verließ sie ihn aber, so wie auch er seinem Berufe folgte. Sie trat wieder auf die Bühne und hatte diesmal mehr Glück als ehemals, so daß sie eine höhere Gage erhielt und dann auf Kunstreisen ging.

Ihr erstes Debut im Auslande war ein brillantes. Im Theater des Variétés regnete es Blumensträuße und

darein gewickelte Liebesanträge. Sie konnte sich einen Liebhaber wählen und ihre Wahl fiel auf einen Russen, der ihr ein Haus in Neuilly glänzend einrichtete, ihr Equipage, Schmuck und Cachemirs schenkte und sie in die Demi-Monde einführte.

Unter den ausgehaltenen Frauen von Paris giebt es sehr wenige, die sich nicht für Politik und Literatur interessiren, einige dieser Damen pflegen auch Reisen im Auslande zu machen.

Bei Gelegenheit einer Orgie wurde über Kunst und Kunstliebhaberei gesprochen und dabei auch der fürstliche Held meines gegenwärtigen Abschnittes erwähnt. Man sagte beiläufig das von ihm, was auch ich erwähnt, daß er ein Weiberfeind sei.

„Es lohnte die Mühe, diesen Menschen zu erobern," sagte Betsey, die sich fortan Donna Manuela Hermosa nannte. — „Was gilt die Wette, meine Damen, daß ich ihn erobere?"

Einige Herren und Damen hielten die Summen, die Manuela anbot, und sie verließ bald darauf Paris, um nach Deutschland, namentlich nach der Hauptstadt des berühmten fürstlichen Kunstkenners und Kunstliebhabers zu reisen.

In Deutschland wird eine Künstlerin, die in London und Paris debutirt, dazu noch eine Spanierin ist, mit viel mehr Jubel und Enthusiasmus aufgenommen, als ander-

wärts. So geschah es auch Donna Hermosa. Sie trat im Hoftheater auf und der regierende Fürst besuchte dieses, als sie ihre zweite Gastrolle gab, denn man hatte ihm so viel von ihrer Schönheit und Grazie gesagt und hinzugefügt, sie gleiche einem Rembrandt'schen Damenporträt, welches der Fürst für das schönste seiner Galerie hielt, daß er sich bereden ließ, dahin zu gehen, um sagen zu können, ob es in der Natur auch etwas so Schönes gebe, wie es die Phantasie zu schaffen vermag.

Donna Hermosa tanzte an diesem Abend so, wie sie noch niemals getanzt, sie hatte sich so zu sagen selber übertroffen, dabei versäumte sie es nicht, ihre Batterien der Koketterie durch ihre Augengeschosse auf den Fürsten zu richten, der durch dieses plötzliche, ihm ungewöhnliche Manöver ziemlich außer Fassung gerieth.

Der Fürst war schon über die Jahre der Reife hinaus. Man sagt, die Liebe sei Menschen, die gegen dieses Gefühl ankämpfen, in vorgerückterem Alter viel gefährlicher, als sie es in der Jugend gewesen wäre. Dies war auch hier der Fall. Er klatschte höchst eigenhändig der Tänzerin Beifall zu und ließ einen prachtvollen Blumenstrauß anfertigen, den er ihr bei der nächsten Vorstellung zuwarf.

Wenn der Ausdruck „anziehend“ wörtlich genommen werden darf, so besaß Donna Hermosa eine solche Anziehungskraft in Bezug auf den Fürsten. Dem höchst eigenhändigen Beifallklatschen und Blumenstraußzuwerfen

folgte bald ein Besuch hinter den Coulissen. Der Hof erlebte den Scandal, den regierenden Fürsten hinter den Lampen zu erblicken.

Es war die vierte Gastvorstellung der Tänzerin. Sie hatte sich für sechs Vorstellungen engagiren lassen. Der Fürst durfte also keine Zeit verlieren, wenn er bei ihr zum Ziele kommen wollte. Anfangs hielt ihn seine ihm eigene Schüchternheit zurück, sie anzureden, sie mußte also ihm auf halbem Wege entgegengehen, wenn sie ihre Wette gewinnen wollte. Sie redete ihn an und er fing an, von den sengenden Strahlen ihrer koketten Augen aufzuthauen. Er sagte ihr einige Complimente, über ihren Tanz und über ihre Schönheit und seine Augen verweilten mit sichtbarem Wohlgefallen an ihren wahrhaft herrlichen Körperformen, namentlich konnte er sie von ihrem Busen nicht wegwenden. Sie frug ihn, weshalb er sie in dieser Weise fixire. Er entgegnete, es sei beinahe unglaublich, daß eine Dame von Natur aus so reichlich ausgestattet sei.

Ohne eine Antwort zu geben, entriß die Tänzerin einem nahestehenden Theaterdiener ein Messer und spaltete das Corsett vorne so, daß der Fürst seine Zweifel an der Wirklichkeit ihrer Reize auf das Glänzendste widerlegt fand. Im nächsten Moment hatte er sie hinter eine Theaterdecoration gezogen und kniete vor ihren Füßen.

So hatte sie ihre Wette doch gewonnen und ward von diesem Augenblicke an die erklärte Maitresse des sonst so verschämten Fürsten.

Dieses Verhältniß währte mehrere Jahre. Der Fürst selber war ganz wie metamorphosirt. Er, der ehedem unter den schönen Künsten der Malerei den Vorzug gegeben hatte und niemals Gedichte las, machte jetzt selber solche — wofür ihm aber die Musen schwerlich dankten, denn die Verse waren mehr als schwach. Er besang sie in jeder Gattung von Versmaß und brachte überhaupt den größten Theil seiner Zeit an ihrer Seite zu. Sie hatte ihn ganz unter ihrem Pantoffel gebracht.

Seine Liebe für die Tänzerin ging so weit, daß er ganz ernstlich daran dachte, sie zu heirathen, er erhob sie sogar in den Grafenstand und schenkte ihr eine sehr einträgliche Domäne. Jedermann, der ein Anliegen bei Hofe hatte, durfte nur dann hoffen, es durchzusetzen, wenn er der Fürsprache der ehemaligen Tänzerin gewiß war.

Diese Dame hatte trotz ihres Leichtsinns und Lust an Abenteuern so manche gute Eigenschaften. Sie war eine wahrhafte Demokratin und Freundin des Volks, während sie die Schranzen, Pflastertreter, Pfaffen und Junker verabscheute. Da jedoch in dem Lande gerade diese Kasten am mächtigsten waren, so hetzten sie das Volk gegen sie, daß es dahin kam, wie eine Deputation den Fürsten bat, sie aus dem Lande zu verbannen. Die Studenten gingen noch weiter, sie brachten ihr eine Katzenmusik, worüber Donna Hermosa in eine solche Wuth gerieth, daß sie eine Hetzpeitsche zur Hand nahm und mit dieser bewaffnet hin=

ab auf die Straße ging und einigen der Katzenmusikanten Hiebe über das Gesicht gab.

Die Erbitterung gegen sie hatte endlich so zugenommen und sich auf ihren Geliebten ausgedehnt, daß sie in Gefahr schwebte, vom Pöbel nicht nur insultirt, sondern sogar erschlagen zu werden. Als sie eines Morgens ausfuhr, flogen mehrere Steine gegen sie. Hermosa aber setzte sich selber auf den Bock, ergriff die Zügel und Peitsche und hieb auf ihre Pferde los, so daß diese in einen wüthenden Galopp einsprengten und mehrere Menschen aus dem Volke niedertraten, während es ihre Begleiter nicht gewagt hatten, sich ihrer anzunehmen.

Der Fürst selbst war über sein Volk erbittert und zog sich von der Regierung zurück, den Thron seinem Sohne abtretend. Er wollte ihr Anfangs folgen, wohin sie ging, man drang aber so lange in ihn, daß er endlich dieses Vorhaben aufgab. Seine Liebe für Manuela — oder Betsey — hatte aber nicht abgenommen, er schrieb ihr mehrere Briefe, die sie sehr selten, endlich sogar ganz und gar nicht beantwortete. Die hygäische Heilkraft der Zeit hatte sich übrigens auch bei ihm bewährt. Nachdem er seine Trauer und Thränen in unzähligen Gedichten über die Abwesende ausgegossen, dachte er immer weniger an sie, bis er sie ganz vergaß. Es waren auch keine Aussichten da, daß er sie jemals wieder sehe. Sie ließ sich nach Amerika überschiffen, wo sie mehrere Jahre blieb und erst im Jahre 1861 nach Europa — nach London —

zurückkehrte, wo sie mehrere Vorlesungen hielt und zumeist vom Ertrage ihrer Feder lebte.

Der Fürst starb in demselben Jahre wie die Tänzerin und sie mochten auf einander in den elysäischen Feldern gestoßen sein.

Alles was von deutschen Hofscandalen sonst gesagt werden könnte und dürfte, überlasse ich anderen Autoren. Es wird doch immer heißen: „partout comme chez nous.“

IX.

Ein großer fürstlicher Sünder. — Die Civilliste und die Staatseinkünfte. — Quellen zum Vergrößern der Staatseinkünfte. — Der Familienschatz als Bank=Hypothek. — Ein unternehmender Finanzminister. — Der treue Juwelier. — Flucht des Fürsten und Occupation seines Landes durch eine ausländische Macht. — Seine Rückkehr nach vierzehn Jahren. — Tilgung der Staatsschuld und Rettung des Familienschatzes. — Liebschaften des Fürsten und seine Hahnreischaft. — Ein faules Duell. — Seine natürliche Tochter und der Kronprinz. — Beide sterben an Gift. — Die Illegitimität seines Nachfolgers. — Seine beiden Bastarde: ein Minister und ein General.

Wenn es irgendwo Fürsten gegeben hat, die mit dem Blute und dem Vermögen ihrer Unterthanen gewissenlos gewirthschaftet, so war dies sicherlich in Deutschland der Fall, wo man noch vor kaum einem Jahrhundert die besten Jugendkräfte an ausländische Despoten verkauft hatte, um dafür Geld zum Erhalten der Maitressen und eines unnützen Hofstaates zu sammeln. Unter den kleineren Fürstenthümern Deutschlands hat es auch sehr viele solche gegeben, in welchen die Civilliste beinahe die Hälfte der

Staatseinkünfte, ja einen kleinen Staat, wo sie sogar drei Fünftel davon verschlang. Ob da wohl für Schulen, für nothwendige Volksinstitute, für Industrie, öffentliche Arbeiten u. s. w. Etwas übrig geblieben? Wer weiß es? Es gab dort keine verantwortlichen Ministerien.

In einem solchen Staate hauste zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ein Fürst, der in mancher Beziehung schlimmer war, als die meisten seiner Collegen von Gottes Gnaden, ein Mensch, der, wenn er nicht in einer fürstlichen Wiege gelegen, es schwerlich zu Etwas in seinem Leben gebracht hätte, ein Mensch, der auch nicht eine einzige Tugend, ja nicht einmal eine erträgliche Eigenschaft besaß. Er hatte von allen sieben Todsünden etwas an sich. Er war weder schön, noch vernünftig, weder gut, noch tapfer, weder ehrlich, noch aufrichtig, weder großmüthig, noch mild, sondern gerade das Gegentheil von allem Dem. Er dachte, seine Unterthanen seien nur da, um von ihm und in seinem Namen von seinen Schranzen unterdrückt und geschunden zu werden. In seinem Lande — oder Ländchen — gab es keine andere als Cabinetsjustiz. Ob sich die Leute unter sich selber vertrugen, oder sich gegenseitig die Kehle abschnitten, darum bekümmerte er sich nicht. Es gab nicht einmal eine eigentliche Rechtspflege, die alten Feudalgesetze galten noch immer und das Rad, die Folter und andere Ueberbleibsel der alten und mittelalterlichen Barbarei bestanden dort am längsten.

Dieser Fürst hatte sogenannte noble Leidenschaften, die für den kleinen Staat etwas zu kostspielig waren und selbst

die von ihm selber für sich selber bestimmte Civilliste — die, wie ich oben angedeutet, zu den stärksten gehörte — genügte nicht, den dem Fasse der Danaiden gleichenden, unersättlichen Säckel des fürstlichen Prassers zu füllen.

Er hatte einmal eine Sonderlingslaune. Diese bestand darin, daß er seinen Hofstaat um eine hohe Stelle bereicherte. Er hielt sich einen Finanzminister. Die Wahl war des Wählers würdig. Der Finanzminister deutete ihm die Quellen an, aus denen eine Zeit lang geschöpft werden konnte. Diese Quellen waren: Taxen für Aemter, erhöhte Stempelgebühren, Einführung der Staatslotterie, Monopole auf verschiedene Landesprodukte, die ehedem von Jedermann für ein Gemeingut betrachtet wurden, Verkaufen von Truppen an fremde Potentaten, endlich aber als das Schlimmste von Allem, die Gründung einer Bank, als deren Hypothek der Familienschatz des Fürsten dienen sollte.

Im Volke wußte man von dem Werthe dieses Familienschatzes nicht sehr viel; es hieß aber, er sei unermeßlich groß — etwa so, wie die Mississippiminen zu Zeiten Law's unter dem Regenten Philipp von Orleans. Auf diese Hypothek wurden Banknoten ins Unendliche in Circulation gesetzt; ja damit die Quelle noch ergiebiger sei, hatte der Herr Finanzminister sogar eine Fälscherbande in seinem Solde, die ihn mit falschen Banknoten versah, die zwar unter dem Volke in Umlauf gesetzt wurden, wenn sie aber an die Zahltische der fürstlichen Bank gelangten, als gefälscht erkannt und confiscirt wurden. Diese ge-

wissenlose Speculation war freilich nur für die Dauer weniger Jahre berechnet, doch auch hier herrschte die Maxime eines großen Staatsmannes, der da zu sagen pflegte: „Apres moi le déluge (nach mir möge auch die Sündfluth kommen, mich kümmert's nicht).“

In einem viel größeren Staate hatte ja eine große reiche Residenzstadt als Hypothek für eine ähnliche Speculation gedient und man pfändete sie nicht, sondern der große Staat machte einen Riesenbankerott. Dieser geschah aber viel später und es ist leicht möglich, daß der große Staat dies dem kleineren abgelernt hatte.

„Es ist ein wahres Glück, daß wir fliehen müssen“, sagte der Fürst seinem Minister der Finanzen, „denn der Werth der Papiere fängt an zu fallen. Es ist nur die Frage, wie wir die Hypothek retten, ohne zu zahlen?“

Diese Worte wurden am Vorabende der Flucht des Fürsten gesagt. Der Feind war bereits bis an die Grenzen seines Staates vorgerückt und eine Proclamation des feindlichen Feldherrn entband die Unterthanen der Treue, die sie ihrem Fürsten schuldeten, weil dieser zu Anfang des Krieges gegen die fremde, jetzt siegreiche Macht sich bewegen ließ, einer Coalition gegen diese beizutreten, ohne dann zu gelegener Zeit den Mantel zu drehen.

Der Mann, der den fürstlichen Schatz rettete, war ein armer jüdischer Juwelier. Als der Feind ins Land einbrach, fiel es ihm durchaus nicht ein, diesen Schatz bei einem solchen Menschen zu suchen, um so weniger, da sich das Gerücht zu verbreiten anfing, es seien einige hundert

Fourgons mit Gegenständen aus der fürstlichen Schatzkammer aus der Residenz der nächsten Grenze zugefahren. Daß diese Fourgons leer waren, davon wußten nur drei Personen, der Fürst selber, der Finanzminister und der jüdische Juwelier.

Ist es aber möglich und denkbar, daß es Menschen giebt, die in ihrer Anhänglichkeit so weit gehen, ohne dabei ein gewisses Interesse zu haben? Es ist nicht leicht begreiflich. Hier gab es eine solche Ursache. Man kann diese Ursache ein gewagtes Spiel, ein Setzen in die Lotterie, eine Zuversicht in einen gewissen Stern nennen, der manchmal böse Menschen mehr beschützt, als gute. Und der Fürst gehörte nicht zu den Letzteren.

Der Jude dachte, es wäre nicht unmöglich, reich zu werden und doch den Ruf eines ehrlichen Menschen zu erwerben, dann aber mit diesem Rufe noch mehr zu gewinnen, als was er gewinnen konnte, wenn er von den Schätzen etwas unterschlagen wollte, was immerhin eine gewagte Speculation gewesen wäre. Er rechnete auch auf eine längere Abwesenheit des Fürsten und der Schatz sollte jetzt nicht mehr der Staatsbank, sondern seiner eigenen als Hypothek dienen.

Die Berechnungen des speculativen Juden hatten ihn nicht getäuscht. Die Abwesenheit des Fürsten war eine länger währende, als sich irgend Jemand eingebildet hatte, sie währte über 14 Jahre, und er kehrte erst zurück, nachdem der Feind von einer allgemeinen Coalition besiegt und ganz und gar unschädlich gemacht worden war.

Während dieser langen Abwesenheit des Fürsten hatten die meisten Besitzer von Banknoten ihre Verluste verschmerzt, noch andere waren gestorben, und da nach dem Eindringen des Feindes und Occupation des Landes diese Noten theils eingefordert, theils für werthlos erklärt wurden, so sah man nur noch wenige Exemplare derselben als Curiosa in Rahmen an den Wänden einiger Seltenheitensammler prangen. Mithin war an eine Rückzahlung und Einlösung der Scheine nicht zu denken, folglich lag auch keine Gefahr darin, wenn der Fürst vom Aufbewahrer seines Schatzes das Depositvermögen zurückforderte und erhielt, was auch richtig so geschah.

Der Juwelier hatte mit dem Vermögen seines Fürsten sehr geschickt speculirt und war in dem Momente, in welchem er ihm seinen Schatz zurückgab, viel reicher als der Fürst selber, an dem Schatze aber fehlte nicht ein Körnchen Gold oder Silber. Die Nachkommen dieses Juweliers zählen heutigen Tages zu den reichsten Menschen Europa's, während das Vermögen eines anderen Mannes, der an seinem Fürsten bei ähnlicher Gelegenheit einen Raub begangen hatte, bei Weitem nicht so gut gedeiht.

Was war aber aus dem Finanzminister geworden, der seinem Herrn so gute Rathschläge gegeben hatte? Welche Bande hatten ihn denn mit dem Fürsten verbunden, daß er ihm so treu blieb?

Die verbindende Kette dieser beiden Menschen war ein gegenseitiger Scandal. Der Minister hatte eine schöne

Tochter, die dem Fürsten sehr in die Augen stach, während ihr Vater sich der besonderen Gunst der Gattin des Fürsten erfreute. Ein sonderbarer Zufall war es, daß sowohl der Fürst wie der Finanzminister an einem und demselben Tag erfuhren, welch Unrecht einer dem anderen angethan. Der Erstere wurde durch den Letzteren zum Hahnrei, während er selbst ein Kuckuksei in die Familie seines Ministers legte.

Es fanden gegenseitige Aufklärungen und Verständigungen statt. Es giebt Menschen — ich selber zähle mich darunter — die es Cynismus nennen, während Andere es Stoicismus taufen würden, daß der Fürst, als er die Gewißheit hatte, wie seine Stirne mit Hörnern geschmückt worden war, es für das Beste hielt, sich durch ein Geständniß rächte, welches er dem Vater des von ihm — dem Fürsten — verführten Mädchens machte. Eines fürstlichen Dieners Ungeschicklichkeit war Schuld daran, daß dieser Scandal, freilich nur à la Camera und zwischen vier Wänden, zwischen den betreffenden Personen aufkam. Er hatte einen Brief, den ihm die Fürstin zur Beförderung übergeben, auf der Treppe aus der Tasche verloren, der Fürst hob ihn auf und die Handschrift seiner Gattin erkennend, erbrach er ihn, um daraus seine Schande zu erfahren.

„Jetzt halte ich ihn im Schach, er wird mir wegen den kleinen Aufmerksamkeiten, die ich seiner Tochter geschenkt, keine Scene machen“, dachte der Fürst und ging auf die Wohnung seines Vertrauten, der eben von einem

Tète à Tète mit seiner Tochter zurückgekehrt war, in welchem sie ihm Geständnisse machte, die sie zu machen durch das Herannahen eines kritischen Zeitpunktes gezwungen ward. Es fanden nun gegenseitige Erörterungen und Erklärungen statt, die darin endeten, daß Alles beim Alten blieb und man verschaffte der Tochter des Finanzministers einen betitelten Gatten, der in Bezug auf eine erste Liebe ziemlich tolerant war und sich damit tröstete, daß ihm für die Schande in Form eines Ordens und Erhebung zu einer hohen Stelle ein Pflaster auf's Herz gelegt werde.

Dies war aber nicht der einzige Seitensprung, den der Fürst in seinem Leben gemacht hatte. Er hatte auch eine andere Dame auf Abwege geführt, deren Vater aber weniger Ursache hatte, nachsichtig zu sein, als der Minister, weil er selber nichts begangen, um den Fürsten das Recht einzuräumen, sich an seiner Ehre zu vergreifen, zudem stand er durch seine hohe sociale Stellung und ein großes Vermögen mehr gesichert, als der Finanzminister, endlich aber hatte der Fürst gegen ihn in doppelter Weise gesündigt, indem er ihm gleichzeitig Gattin und Tochter verführte, so daß der Scandal viel größer war. Da der Vater und gleichzeitig Gatte selber aus einem fürstlichen Hause stammte, hielt er sich seinem Beleidiger ebenbürtig und forderte ihn zum Duell auf neutralem Boden. Dieses fand auch statt, und wie dies bei sehr vielen Duellen zu sein pflegt, daß der Unschuldige und Beleidigte unterliegt, so war es auch hier der Fall, und wie es Menschen giebt,

die bei Hazardspielen die Kunst zu Hilfe nehmen, um zu gewinnen, so gab es auch in diesem Duelle etwas Faules. Einer der Secundanten ließ sich nach vielen Jahren verlauten, die Kugel, die im Herzen des Gefallenen gefunden worden, sei für das Kaliber der Pistole, aus welcher der Fürst geschossen, viel zu groß, und genau in den Lauf einer Kugelbüchse passend gewesen.

Eine dritte Liebschaft dieses Fürsten war eine Bürgerliche von außerordentlicher Schönheit, die Gattin eines Violoncellisten im Theaterorchester. Dieses Verhältniß währte unter den dreien am längsten, nämlich volle vier Jahre, bis die Frau einem Mädchen Leben gab, von welchem Zeitpunkte an der Fürst sie nicht mehr besuchte und von einer Vaterschaft des Kindes nichts wissen wollte.

In dieses Kind, die Tochter des Fürsten und der Bürgerlichen, hatte sich später, als sie herangewachsen war, der Sohn des Fürsten derart verliebt, daß er sie heirathen wollte. Dies gab einen neuen Hofscandal, der Vater ging so weit, sein eigenes Kind — das Mädchen war nach Aussage der Gattin des Violoncellisten die Tochter des Fürsten — ins Zuchthaus sperren zu lassen und sie würde als Verführerin des Prinzen beschimpft worden sein, hätte der Letztere im kritischen Augenblick seinen Vater nicht damit gedroht, er würde Beweise herbeischaffen, daß er der zweitgeborne Sohn — sein Bruder — ein Bastard des Finanzministers sei, worauf denn der Vater das Mädchen in Freiheit setzen ließ. Damit sich jedoch ähnliche Scenen nicht wiederholten, wurden Intriguen gesponnen

und die Eifersucht des Kronprinzen erregt, der in einem Anfalle von Wuth seiner Geliebten Gift in den Kaffee mischte und selber davon so viel nahm, daß er sowohl wie seine Par amour in wenigen Stunden starben.

Dieses tragische Ereigniß wurde dem Vater gemeldet, als er ohnehin schon wegen einer fehlgeschlagenen Finanzspeculation aufgeregt genug war und, um seinen Aerger leichter hinabzuwürgen, mehrere Gläser starken Portwein in aller Aufgeregtheit getrunken hatte. Alles dies zusammen genommen zog ihm einen Schlagfluß zu, der seine Sprachorgane lähmte, und eine Woche später folgte eine allgemeine lethale Krisis.

Sein Nachfolger war eigentlich der Bastard des Finanzministers, doch da von einer Illegitimität Niemand als die Fürstin und der Finanzminister wußten, so galt er für einen aus fürstlichem Blute entsprossenen Prinzen und bestieg den Thron ohne Widerrede. Seine beiden Bastardhalbbrüder, d. h. die Söhne des verstorbenen Fürsten, hatten ganz das Naturell ihres Erzeugers geerbt.

Der eine dieser Bastarde wurde unter der Regierung des Nachfolgers Minister und ein noch größerer Unterdrücker und Schinder des Volkes, als sein natürlicher Vater es gewesen.

Der andere Bruder nahm Dienste im Auslande und brachte es bis zur Generalswürde. Als Feldherr war er ziemlich unbedeutend, doch als strenger Inquisitor und Geißel des Volkes um so berüchtigter. In dem Lande, dessen Monarchen er diente, war eine Revolution ausge-

brochen und nachdem diese mit Mühe unterdrückt worden war, erhielt er die Vollmacht, die Rebellen zu bestrafen. Kein Alba, Caraffa oder Castaldo hatten jemals ärger gehaust als er, denn er ließ die Gefangenen dutzendweise hinrichten. Die Strafe des Himmels folgte aber bald, denn sein Würgen endete vom Racheengel des Himmels gehemmt. Er starb an jener schändlichen Krankheit, an welcher Herodes und Sulla gestorben.

Im Hemde oder die Internirung im Bette. Eine pikante Geschichte aus den Kriegsjahren 1870/71. Von H. L. Theofried. Mit Titelbild. 7 1/2 Sgr.

Claudine, der kluge Backfisch. Von A. P. Luciani. Mit Titelbild. 7 1/2 Sgr.

Schön Betty's Abenteuer in London. Ein Sittengemälde aus der britischen Weltstadt. Von A. P. Luciani. Mit Titelbild. 7 1/2 Sgr.

Scandal=Geschichten europäischer Höfe. Nach den hinterlassenen Papieren eines alten Diplomaten. In 10 Bänden à Band 15 Sgr.

Bd. I.: Oesterreich=Ungarn. — Bd. II.: England=Schottland. 1. Theil. — Bd. III.: England=Schottland. 2. Theil. — Bd. IV.: Italien. — Bd. V.: Rußland. — Bd. VI.: Frankreich. 1. Theil. — Bd. VII.: Frankreich. 2. Theil. — Bd. VIII.: Spanien=Portugal. — Bd. IX.: Schweden. Dänemark. Griechenland. Holland. — Bd. X.: Deutsche Staaten.

Die weiblichen Reize. Physiologisch, psychologisch und ästhetisch geschildert. Von Dr. H. Lawes. Mit vielen feinen Holzschnitten. Zweite vermehrte mit

vielen neuen Abbildungen versehene Auflage. Eleg. broch. 1 Thlr.

Geheimnisse der Prostitution. Enthüllungen aus dem Leben der Bohème galante aller Länder. Von Dr. d'Henri. Eleg. broch. mit illustr. Umschlag. Preis 1 Thlr.

Die Liebe einer Prima-Donna. Aufzeichnungen aus einem vielbewegten Leben. 52 Bogen eleg. broch. mit illustr. Umschlag. 1 Thlr.

Das Buch von der Zeugung. Entwickelung und Geburt des Menschen und den Krankheiten der hierbei betheiligten Organe. Von Dr. med. G. Adolf. 45 Bogen. Mit vielen Abbildungen. 2. Auflage. 1 Thlr. 15 Sgr.

Amor's Schelmenstreiche. Interessantes und Pikantes. Mit illustr. Umschlag eleg. broch. 10 Sgr.

Verstoßene Kinder der Musen. 15 Sgr.

Es ist dieses eine Sammlung von bisher zum Theil noch ungedruckten pikanten geistreichen Gedichten unserer Classiker.

Druck der Leipziger Vereinsbuchdruckerei.

Scandal-Geschichten europäischer Höfe nach den hinterlassenen Papieren eines alten Diplomaten

Bd.: Zehnter Band

Leipzig [ca. 1865]